

Die vorliegende Neuausgabe von *Udolpho's Geheimnisse*

**wurde von den Herausgebern und vom Verlag
mit großer Mühe und Sorgfalt erarbeitet.**

**Diese kostenfreie PDF darf ausschließlich zu privaten und
wissenschaftlichen Zwecken genutzt werden.**

In allen anderen Fällen wenden Sie sich bitte an den Verlag.



Ann Radcliffe

Gesammelte Werke

Band 4.3

Herausgegeben von Hannes Riffel

Bandbearbeiterin: Gudrun Hahn

A N N
RADCLIFFE
META LIE
BESKIND
UDOLPHO'S
GEHEIM
NISSE
THE MYS
TERIES OF
UDOLPHO

GOLKONDA

The Mysteries of Udolpho
(Erstdruck 1794 bei G. G. & J. Robinson in London)

Udolpho's Geheimnisse. Dritter Theil
(Riga: Johann Friedrich Hartknoch, 1795 [1-236])

Der im Original in Fraktur gesetzte Text wird in Antiqua wiedergegeben,
gesperrte Wörter im Fließtext werden *kursiv* hervorgehoben.

Der Seitenumbruch der Vorlage ist im Text durch einen senkrechten Strich
gekennzeichnet, die Paginierung derselben findet sich in eckigen Klammern
innen in der Kopfzeile. Bis auf etwa zwei Dutzend stillschweigend korrigierter
Druckfehler und ergänzten An- und Abführungszeichen entspricht diese Ausgabe
zeichengenau der Vorlage.

Texterfassung: Alexander Schepke
Redaktion: Gudrun Hahn
Satz: Hardy Kettlitz
Korrektur: Ralf Neukirchen & Hannes Riffel
Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]

© dieser Ausgabe 2015 by Golkonda Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

Golkonda Verlag
Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin
golkonda@gmx.de | www.golkonda-verlag.de

ISBN 978-3-944720-33-3

Erstes Kapitel

Emilie erstaunte den andern Tag nicht wenig, als sie fand, daß Annette sowohl von Madame Montonis Verhaft in dem Zimmer über dem Portal, als von ihrem Vorsatz, die Unglückliche in der folgenden Nacht zu besuchen, unterrichtet war. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß Bernardino ein Geheimnis, das ihm so wichtig schien, einem so unvorsichtigen Geschöpfe sollte gesagt haben, obwohl er ihr eine Bestellung wegen der verabredeten Zusammenkunft aufgetragen hatte. Er verlangte, daß Emilie ganz ohne Begleitung gleich nach Mitternacht zu ihm auf die Terrasse kommen sollte; er versprach sie sodann selbst nach dem bewußten Orte zu führen. Sie erbebt bei diesem Vorschlage. Tausend furchtbare Vorstellungen, gleich den Schreckbildern der | vorigen Nacht, denen sie eben so wenig Glauben zu geben, als sie zu verschrecken im Stande war, drängten sich vor ihre Seele. Es fiel ihr oft ein, daß Bernardino ihr vielleicht die Unwahrheit von Montoni gesagt hätte, daß er wohl gar selbst der Mörder ihrer Tante sey! ja daß er sie auf Montonis Befehl hintergangen hätte, um sie desto leichter zu den abscheulichen Absichten dieses Menschen zu bereden. Der schreckliche Verdacht, daß Madame Montoni nicht mehr lebe, wurde von einem andern nicht minder schrecklichen für sie selbst, begleitet. Wenn er auch sein Verbrechen gegen ihre Tante bloß aus Rache, nicht aus Eigennutz begangen hatte, so blieb doch der Zweck der grausamen That unerreicht, so lange die Nichte lebte, der das Vermögen seiner Frau zufallen mußte. Emilie erinnerte sich an die Worte, wodurch sie erfahren hatte, daß die streitigen Güter in Frankreich an sie fallen müßten, wenn Madame Montoni stürbe, ohne sie ihrem Gemahle zu verschreiben; und der hartnäckigste Eigensinn ihrer Tante machte es nur zu wahrscheinlich, daß sie

bis auf den letzten Augenblick bei ihrer Weigerung geblieben war. Bernardinos Benehmen in der vergangnen Nacht wurde ihr aufs neue gegenwärtig — sie glaubte nun, was sie damals währte, daß es boshafte Schadenfreude ausgedrückt hatte. Sie schauderte bei der Erinnerung, die ihre Furcht bestärkte, und nahm sich vor, nicht zu ihm auf die Terrasse zu gehen. Bald aber fühlte sie sich geneigt, diesen Verdacht für ausschweifende Vorstellungen einer furchtsamen gequälten | Seele zu halten, und konnte Montoni einer so vorausbedachten Schändlichkeit, aus einerlei Absicht seine Frau und Nichte zu Grunde zu richten, nicht fähig glauben. Sie schalt sich selbst, daß sie sich durch ihre romantische Einbildungskraft so weit über die Gränzen der Wahrscheinlichkeit hinausführen ließe, und nahm sich ernstlich vor, ihren schnellen Flug im Zaum zu halten, damit er sie nicht einst bis zum Wahnsinn brächte. Doch erschrack sie noch immer vor dem Gedanken, Bernardino um Mitternacht auf der Terrasse zu treffen, und immer wieder machte der Wunsch, aus dieser schrecklichen Ungewisheit wegen ihrer Tante befreit zu seyn, sie zu sehen und ihr Leiden zu mildern, sie unschlüssig, was sie thun sollte.

»Allein wie ist es möglich Annette«, sagte sie indem sie sich zu fassen suchte — »daß ich um diese Stunde auf die Terrasse kommen kann. Die Wache wird mich anhalten, und Signor Montoni wird alles erfahren.«

»O gnädiges Fräulein, daran ist wohl gedacht«, erwiederte Annette, »das hat mir Bernardino voraus gesagt. Er gab mir diesen Schlüssel und sagte daß er die Thüre am Ende der gewölbten Gallerie die auf den östlichen Wall stößt, aufschlösse, so daß sie vor keiner Wache zu passiren nöthig hätten. Er trug mir auch auf Ihnen zu sagen, daß er Sie deswegen bäthe, auf die Terrasse zu kommen, weil er von dort aus mit Ihnen | nach dem bewußten Orte gehen konnte, ohne die großen Saalthüren zu öffnen, die so entsetzlich knarren.«

Emilie wurde durch diese Erklärung einigermaßen beruhigt; doch schwankte ihre Seele noch zwischen Furcht und Zweifel und

entgegengesetzten Entschlüssen, ob sie zu diesem Menschen gehe, und sich seiner Leitung, sie wußte kaum wohin, überlassen sollte. Mitleid für ihre Tante, und Angst um sich selbst, bestimmten wechselseið ihren Entschluß und die Nacht kam heran, ehe sie mit sich selbst einig war. Sie hörte die Schloßglocken eile – zwölf schlagen, – und schwankte noch. Allein der Augenblick war nun gekommen, wo sie nicht länger zögern durfte, das Gefühl für ihre Tante überwältigte jede andere Betrachtung; sie befahl Annetten, ihr bis an die äußere Thüre der gewölbten Gallerie zu folgen, und da ihre Zurückkunft zu erwarten. Im Schlosse war alles still, der große Saal, wo sie kürzlich einen schrecklichen Auftritt der Zwie-tracht sah, hallte jetzt nur die leisen Fußtritte der zwey einsamen Gestalten nach, die sich furchtsam zwischen den Pfeilern hinschlichen, und die dunkle Lampe in ihrer Hand warf nur einen schwachen Schimmer um sie her. Emilie stand oft still, getäuscht durch die langen Schatten der Pfeiler und das zwischen schimmernde Licht, und wähte eine menschliche Gestalt sich im fernen Dunkel der Aussicht bewegen zu sehen; sie fürchtete sich, aufzublicken, weil sie jeden Augenblick erwartete, eine Figur hinter den breiten Rücken dieser Pfeiler hervor|gehn zu sehen. Doch erreichte sie ungehindert die gewölbte Gallerie; mit zitternder Hand schloß sie die äußere Thüre auf, befahl Annetten, sich nicht davon zu entfernen und sie ein wenig offen zu halten, damit sie hören könnte, wenn sie gerufen würde, überließ ihr die Lampe, die sie selbst der Wache wegen sich nicht zu behalten getraute, und betrat allein die dunkle Terrasse. Es war alles so still, daß sie fürchtete, die ferne Schildwache möchte ihre leisen Tritte hören; sie schlich behutsam nach der Stelle, wo sie zuvor Bernardino getroffen hatte, lauschte nach einem Laute und sah unverwand durch die Dunkelheit hin, ob sie nichts von ihm erblickte. Endlich wurde sie durch eine tiefe Stimme neben sich aufgeschreckt; sie stand still, ungewis ob es die seinige sey, und erkannte den dumpfen Ton von Bernardino, der sich pünktlich eingestellt hatte, und auf dem bestimmten Platze an die Mauer des Walls gelehnt stand. Nachdem er ihr einen Verweis

wegen ihres langen Zögerns gegeben und ihr gesagt hatte, daß er schon seit einer halben Stunde auf sie wartete, hieß er sie zu der Thüre, durch die er auf die Terrasse gekommen war, ihm zu folgen.

Während er aufschloß, sah sie sich stillschweigend um nach der Thüre, die sie verlassen hatte, und der Schimmer der Lampe der durch eine kleine Oefnung fiel, überzeugte sie, daß Annette noch da war. Allein ihre ferne Gegenwart konnte Emilien wenig helfen, nachdem sie die Terrasse verlassen hatte, und als Bernardino das Thor aufschloß machte der düstre Anblick des Weges unten, da eine auf dem Pflaster brennende Fackel sie sehen ließ, einen so schreckhaften Eindruck auf sie daß sie sich weigerte, ihm alleine zu folgen, wofern nicht Annette sie begleiten sollte. Allein Bernardino verweigerte dieses durchaus, indem er zugleich durch hingeworfene Winke Emiliens Neugier und Mitleid gegen ihre Tante so zu erhöhen wußte, daß sie sich endlich entschloß, ihm allein bis zu dem Portal zu folgen.

Er nahm darauf die Fackel und führte sie durch den Gang, an dessen äussersten Ende er eine andre Thür aufschloß, durch welche sie einige Stufen hinab in eine Kapelle stiegen. Emilie sah bei dem Scheine der Fackel daß sie gänzlich verfallen war, und erinnerte sich sogleich mit Herzensbeklemmnis an ein vorhergegangenes Gespräch mit Annetten. Sie sah ängstlich auf die beinahe unbedeckten Wände, an denen ein feuchtes Grün hieng, auf die gothischen Formen der Fenster, wo Epheu und Wandkraut lange schon die Stelle des Glases eingenommen hatten, und sich getürmt zwischen den zertrümmerten Hauptpfeilern einiger Säulen hinwandten, die vormahls die Decken unterstützten. Bernardino stolperte auf dem aufgerissenen Pflaster, und sein mürrisches Fluchen hallte in dumpfen Echos wieder, die es noch gräßlicher machten. Emilien sank das Herz, doch folgte sie ihm, bis er den ehemaligen Hauptflügel der Kapelle verließ. »Hier herunter, | Fräulein«, sagte er, indem er eine Stufe hinab stieg, die in das Gewölbe zu führen schien; allein Emilie stand oben still und fragte mit bebender Stimme, wohin er sie führe?

»Zu dem Portal« sagte Bernardino.

»Können wir nicht durch die Kapelle dahin kommen?« fragte Emilie.

»Nein Signora, die stößt auf den innern Vorhof, den ich nicht aufschließen mag. Nur hieher, so werden wir sogleich an Ort und Stelle seyn.«

Emilie zögerte noch; sie fürchtete nicht nur weiter zu gehen, sondern auch, da sie so weit gegangen war, Bernardino durch ihre Weigerung aufzubringen.

»Kommen sie geschwind, Fräulein«, rief er von unten herauf; »ich habe nicht Lust, die ganze Nacht hier zu warten.«

»Aber wohin führt diese Treppe«, fragte Emilie noch immer stillstehend.

»Zu dem Portal«, erwiderte Bernardino aufgebracht, »ich will und mag nicht länger warten.«

Mit diesen Worten gieng er mit dem Lichte weiter, und Emilie, die ihn durch ferners Weigern zu erzürnen fürchtete, folgte widerstrebend. Von der Treppe giengen sie durch einen Gang an den Gewölben hin, von dessen Mauern ein feuchter Dampf herab träufelte, und wo bei jedem Schritte solche Dünste | aus der Erde stiegen, daß Emilie jeden Augenblick die Fackel verlöschen zu sehen fürchtete, die so dunkel brannte, daß Bernardino kaum seinen Weg finden konnte. Mit jedem Schritte verdickten sich die Dünste, und Bernardino, der die Fackel im Erlöschen glaubte, stand einen Augenblick still, um sie zu putzen. So wie er sich an ein paar eiserne Thorflügel lehnte, die sich am Gange öffneten, sah Emilie beim schwankenden Schimmer des Lichts das Gewölbe unten und neben ihr Haufen Erde, die ein ofnes Grab zu umgeben schienen. Ein solcher Anblick, in solch einem Aufenthalte, würde sie zu jeder Zeit beunruhigt haben; jetzt aber ergrif sie die schreckliche Ahnung, daß dieses das Grab ihrer unglücklichen Tante sey, und daß der verrätherische Bernardino sie selbst zum Tode führe. Der finstre, schauerliche Ort, wohin er sie gebracht hatte, schien diesen Gedanken zu rechtfertigen; es war ein Ort zum Mord

geschaffen; ein Aufbewältnis der Todten, wo eine gräßliche That konnte begangen werden, ohne daß eine Spur sie verrieth. Emilie war so überwältigt von Schrecken, daß sie keinen Gedanken fassen konnte. Sobald sie wieder zu sich selbst kam, überlegte sie, daß jeder Versuch zu entfliehen vergebens seyn würde, weil Bernardino bei ihrer Schwäche, sie auf dem langen verwickelten Wege, aus dessen Krümmungen sie sich nicht zu finden wußte, bald einholen würde, sie fürchtete sogar, ihn durch Entdeckung ihres Verdachts noch mehr zu reitzen, und faßte also den Entschluß, allen Anschein von Furcht so viel sie | konnte zu unterdrücken und schweigend zu folgen, wohin er sie führen würde. Bleich von Schrecken und Angst wartete sie still, bis Bernardino die Fackel wieder zurecht gemacht hatte; da aber ihr Blick von neuem auf das Grab fiel, konnte sie sich nicht enthalten ihn zu fragen, für wen es bestimmt sey. Er schlug die Augen von der Fackel auf und heftete sie starr auf ihr Gesicht, ohne zu sprechen. Sie wiederholte mit schwacher Stimme die Frage, allein er schüttelte die Fackel und gieng weiter; sie folgte ihm zitternd bis an eine zweite Treppe, an deren Ende eine Thüre sie in den ersten Vorhof des Schlosses brachte. So wie sie hindurch gingen, fiel das Licht auf die hohen schwarzen Mauern rings umher, mit langem Graß und rankigtem Unkraut eingefaßt, das ein dürrtiges Erdreich zwischen den modernden Steinen fand. Sie sah die schwerfälligen Bogen, hier und da mit einem schmalen Gitterfenster durchbrochen, welches einen freiern Durchzug der Luft einließ, die massiven eisernen Thore, die zu dem Schlosse führten, deren spitze Thürme sich in die Höhe drängten, und gegen über den breiten Thurm und die Schwibbögen des Portals selbst. Bernardinos große, vierschrötige Person, die Fackel in der Hand stellte in dieser Scene eine charakteristische Figur dar. Er war in einem langen, dunkelblauen Mantel gewickelt, unter welchem die Halbstiefel, die um seine Füße geschnürt waren, kaum hervor sahen, und der nur die Spitze eines breiten Säbels zeigte, den er gewöhnlich in einem breitem Wehrgehänge trug, das | quer über die Schultern hieng. Auf dem Kopfe hatte er eine schwere flache

Sammetmütze, mit einer kurzen Feder, die einem Turban glich; das Gesicht unter derselben verrieth starke Züge auf welchen List und zu Gewohnheit gewordener Starrsinn tiefe Furchen eingegraben hatten.

Indessen frischte der Anblick des Hofes Emiliens Muth aufs neue an, und sie begann zu hoffen, daß ihre eigne Furcht und nicht Bernardinos Verrätherei sie betrogen hätte. Sie sah ängstlich nach dem ersten Fenster hinauf, das über den hohen Schwibbogen des Schutzgatters hervorragte; allein es war dunkel und sie fragte, ob es in das Zimmer stieße, worinn Madame Montoni läge. Emilie sprach leise, und vielleicht hörte Bernardino ihre Frage nicht, denn er gab keine Antwort; bald darauf traten sie in die innere Thüre des Thorwegs, die sie an den Fuß einer schmalen Winkeltreppe führte, welche in einen von den Thürmen hinauf gieng.

»Ueber dieser Treppe liegt die Signora«, sagte Bernardino.
»Liegt!« wiederholte Emilie mit schwacher Stimme.

»Sie liegt oben auf der Kammer«, sagte Bernardino.

Der Wind, der durch die schmalen Ritzen in der Mauer drang, fachte die Fackel an; sie warf einen stärkern Schein auf Bernardinos erdfarbnes Gesicht | und zeigte deutlicher die Veränderung des Ortes, die rauhen steinernen Mauern, die Stufen der Treppe, die vor Alter schwach waren, und eine alte Rüstung mit eisernem Visir, die an der Wand hieng und Trophäe eines ehemaligen Siegs zu seyn schien.

Nachdem sie einen Ruheplatz erreicht hatten, sagte er. »Sie können hier warten, Fräulein, ich werde indeß herauf gehn, und der Signora sagen, daß Sie kommen.«

»Das ist eine ganz unnütze Weitläufigkeit«, erwiederte Emilie;
»meine Tante wird sich gewis freuen mich zu sehen.«

»Das weiß ich nicht so gewis«, antwortete Bernardino, und zeigte auf ein Zimmer, das er eben aufgeschlossen hatte; »kommen Sie nur hier herein, indeß ich herauf gehe.«

Emilie befremdet und erschreckt, wagte nicht, sich ihm weiter zu widersetzen, doch bat sie ihn, als er mit der Fackel weggieng,

sie nicht im Finstern zu lassen. Er sah sich um, und da er eine dreifüßige Lampe auf der Treppe bemerkte, zündete er sie an, und gab sie Emilien, die damit in ein großes altes Zimmer gieng, welches er hinter ihr zuschloß. Sie horchte ängstlich auf seine fernen Tritte, und es schien ihr, daß er statt hinauf die Treppen herunter gieng: allein das Pfeifen des Windes, der um das Thor | braußte, liesen sie keinen andern Ton genau unterscheiden. Doch lauschte sie noch immer, und da sie in dem obern Zimmer, wo Madame Montoni sich aufhalten sollte, nichts gehen hörte, stieg ihre Angst, wenn sie gleich dachte, daß der dicke Fußboden in diesem schwerfälligen Gebäude wohl den Ton aufhalten könnte, gleich darauf hörte sie in einer Pause des Windes Bernardinos Schritte im Hofe und glaubte auch seine Stimme zu vernehmen; allein der wieder aufsteigende Wind unterdrückte bald jeden andern Schall, und Emilie schlich sich, um ihrer Sache gewis zu seyn, leise an die Thüre die sie zu ihrer Bestürzung verriegelt fand. Alle schrecklichen Besorgnisse, die sie seither bestürmt hatten, kehrten in diesem Augenblick mit verdoppelter Gewalt zurück, und erschienen ihr jetzt nicht mehr als Hirngespinnste eines furchtsamen Geistes, sondern als Warnungen ihres Schutzgeistes. Sie zweifelte nicht mehr, daß Madame Montoni ermordet worden sey, vielleicht in diesem nämlichen Zimmer, und daß man sie selbst zu eben dem Zweck hieher gebracht hatte. Bernardinos Gesicht, sein Betragen, seine abgerissenen Worte wenn er von ihrer Tante sprach, rechtfertigten ihre stärksten Besorgnisse. Sie war einige Augenblicke ganz außer Stand nur zu überlegen, ob ihr noch Mittel zur Flucht übrig blieben. Immer lauschte sie, konnte aber weder auf der Treppe noch in dem Zimmer über ihr, Fustritte hören; doch glaubte sie aufs neue Bernardinos Stimme unten im Hofe zu vernehmen und gieng an ein | Gitterfenster, das auf den Hof sties, um weiter zu forschen. Hier unterschied sie deutlich seine rauhen Töne, die sich in den Sturmwind mischten, allein sie verlohren sich so schnell, daß sie den Sinn nicht herausbringen konnte. Jetzt flammte das Licht einer Fackel, die aus dem Portal unten hervorzugehen schien, über den

Hof, und der lange Schatten eines Mannes, der unter dem Thorwege stand, wurde an der Mauer sichtbar. Emilie urtheilte nach der Größe dieser plötzlich hervorspringenden Figur, daß es Bernardino sey; allein andre tiefe Töne die durch den Wind drangen, überzeugten sie bald, daß er nicht allein, und daß sein Gefährter kein Mensch sey, bei dem Mitleid Eingang finden dürfte.

Nachdem ihre Lebensgeister sich von dem ersten Stoße erholt hatten, hielt sie die Lampe in die Höhe, um zu untersuchen, ob das Zimmer eine Möglichkeit der Flucht zuließe. Es war ein geräumiger Ort, dessen mit rauhen Eichenholz getäfelten Wände keine Fenster sehen ließen, ausser das gegitterte, das sie verlassen hatte, und keine Thüre, ausser der, durch welche sie hereingekommen war. Doch ließen die schwachen Strahlen der Lampe sie den ganzen Umfang nicht sogleich übersehen; sie wurde keine Möbel gewahr, ausser einen eisernen, in der Mitte des Zimmers befestigten Stuhl, über welchen an einer unter der Decke befestigten Kette, ein eiserner Ring herab hieng. Nachdem sie diese Gegenstände eine Weile mit Verwunderung und | Schrecken angestaunt hatte, bemerkte sie erst unten eiserne Ketten, die zu Fuskammern dienen zu sollen schienen; an den Armlehnen des Stuhls befanden sich Ringe von demselben Metall. Sie überzeugte sich, daß es Werkzeuge der Folter wären und fiel auf den schrecklichen Gedanken, daß ein Unglücklicher hier befestigt, und des Hungertodes gestorben sey. Ihr Blut erstarrte, allein welches Graußen überfiel sie, bei der Vorstellung, daß vielleicht ihre Tante eins von diesen Opfern gewesen sey, und daß sie selbst zum zweiten bestimmt wäre! Ein dumpfer Schmerz nahm ihren Kopf ein; sie vermochte kaum die Lampe zu halten, und indem sie sich nach einem Gegenstande umsah, woran sie sich halten konnte, sank sie in den eisernen Stuhl nieder; plötzlich aber sprang sie mit Entsetzen auf und eilte nach einem fernen Winkel des Zimmers; hier sah sie sich wieder nach einem Sitz um, wo sie ausruhen könnte, und wurde einen dunklen Vorhang gewahr, der von der Decke bis auf den Fusboden herab fiel und die ganze Breite des Zimmers bedeckte. So übel sie sich auch befand, fiel ihr der

Anblick auf, und sie stand voll Verwunderung still, diesen Vorhang zu betrachten.

Er schien einen verborgenen Winkel des Zimmers zu verheelen; sie wünschte und fürchtete doch, ihn aufzuheben und zu entdecken, was dahinter verborgen war. Zweimal hielt die Erinnerung an den schrecklichen Anblick, den ihre verwegne Hand einmal in einem Zimmer des Schlosses enthüllt hatte, sie zurück, bis ihr | plötzlich einfiel, daß hier der Körper ihrer gemordeten Tante läge. Sie ergriff ihn in einer Art von Verzweiflung und zog ihn bei Seite. Sie erblickte einen Leichnam auf einem niedrigen Lager ausgestreckt, der von Blute gefärbt war. Die vom Tode entstellten Züge waren geisterblaß und schrecklich; und mehr als eine schwarz unterlaufene Wunde erschien auf dem Gesichte. Emilie bog sich über den Leichnam, und starrte einen Augenblick mit wildem Blick darauf hin; gleich darauf aber entfiel ihr die Lampe und sie sank sinnlos zu Boden.

Als sie wieder zu sich selbst kam, sah sie sich von Bernardino und andern Menschen umgeben; die sie von der Erde aufhoben und durchs Zimmer trugen. Sie war sich bewußt, was mit ihr vorgieng, allein ihre ausnehmende Schwäche ließ ihr nicht zu weiter zu sprechen, noch sich zu bewegen, ja nicht einmal eine bestimmte Furcht zu fühlen. Sie trugen sie die Treppe herab, durch die sie herauf gekommen war, als sie aber die Wölbung erreichten, standen sie still; einer von den Leuten nahm Bernardino die Fackel ab, und als er eine kleine Thüre die in das große Thor gehauen war, öffnete, sah sie bei dem Lichte verschiedene Leute zu Pferde warten. Ob die frische Luft Emilien wieder belebte, oder ob die Gegenstände, die sie nun sah, ihre Unruhe aufs neue rege machten, genug sie fieng plötzlich an zu sprechen und machte einen fruchtlosen Versuch sich von den Männern, die sie hielten, los zu machen.

| Bernardino rief indessen laut nach der Fackel; ferne Stimmen antworteten, verschiedene Personen näherten sich und in demselben Augenblick flammte ein Licht auf dem Schloßhofe. Er rief aufs neue nach der Fackel, und die Männer schleppten Emilien

durch das Thor. Nicht weit davon an der Schloßmauer sah sie den Menschen, der dem Thürsteher das Licht abgenommen hatte, einem Manne leuchten, der sehr geschäftig war, den Sattel eines Pferdes zu verändern; ringsherum hielten verschiedene Reuter, deren rauhe Züge hell von der Fackel beschienen wurden, während die Mauern gegen über, mit dem dichten Gesträuch das über sie her ragte, und einem mit Zinnen umgebenen Wachtthurm oben, von dem Schimmer geröthet wurden, der allmählig hinweg schmolz und die fernen Wälle und Wälder unten in der Dunkelheit der Nacht ließ.

»Was hältst du dich doch unnütz dort auf«, rief Bernardino mit einem Fluch, als er den Reutern nahe kam. »Eile doch, eile!«

»Der Sattel wird gleich in Ordnung seyn«, erwiderte der Mann, der ihn befestigte. Bernardino fluchte aufs neue über seine Nachlässigkeit und Emilie, die schwach um Hülfe rief, wurde zu den Pferden geschleppt, während die Kerls stritten, auf welches sie gesetzt werden sollte, da das für sie bestimmte noch nicht fertig war. In diesem Augenblick drang eine helle Beleuchtung aus dem großen Thore hervor, und sie | hörte sogleich Annettens helle Stimme noch mehrere Personen, die heran naheten, überschreien. Sie erkannte Montoni und Cavigni, denen eine Menge Kerle von abscheulichen Ansehn folgte, die sie aber nicht mehr mit Schrecken sondern mit Hofnung betrachtete, denn in diesem Augenblick fürchtete sie keine Gefahr mehr, die innerhalb des Schlosses auf sie warten konnte, aus dem sie noch so kürzlich und ängstlich zu entfliehen wünschte. Die Gefahren, welche ihr von aussen drohten, hatten alle andre Furcht verschlungen.

Es erfolgte ein kurzer Streit zwischen beiden Partheien, die des Montoni trug jedoch für diesesmal den Sieg davon, und die Reuter, die entweder wahrnahmen, daß die Zahl ihnen überlegen war, oder nicht sehr bei der Sache interessirt seyn mochten, sprengten davon. Bernardino war weit genug gelaufen, um sich in der Dunkelheit zu verlieren und Emilie wurde ins Schloß zurückgebracht. Als sie über den Hof zurück kam, drang die Erinnerung an den Anblick

im Zimmer mit allen Schrecknissen in ihre Seele; und als sie bald darauf das Thor zumachen hörte, das sie aufs neue in diese Mauern einschloß, schauderte sie vor sich selbst und die Gefahr, der sie entgangen war, beinahe vergessend, konnte sie kaum glauben, daß es jenseits derselben etwas anders als Einheit und Frieden gäbe.

Montoni hieß Emilien in dem Sprachzimmer auf ihn warten; er erschien bald und befragte sie mit fin|stern Gesicht wegen dieser geheimnisvollen Begebenheit. Wiewohl sie ihn jetzt als den Mörder ihrer Tante mit Schrecken betrachtete, und kaum wußte, was sie auf seine ungeduldigen Fragen antwortete, so überzeugten ihn doch ihre Antworten und ganzes Benehmen, daß sie keinen freiwilligen Antheil an dem ganzen Plane genommen hatte, und er schickte sie beim Eintritt seiner Bedienten fort, denen er auftrug, weiter in die Sache zu forschen und die Mitschuldigen an den Tag zu bringen.

Emilie hatte schon eine lange Zeit in ihrem Zimmer zugebracht, bevor der Aufruhr ihrer Seele ihr zuließ, sich das Geschehene zurückzurufen. Dann aber trat aufs neue die todte Gestalt hinter dem Vorhange vor ihre Einbildungskraft, und sie stieß einen Schrei aus, der Annetten um so mehr erschreckte, da Emilie sich enthielt ihre Neugier über die Ursache zu befriedigen; denn sie fürchtete, ihrer Unvorsichtigkeit ein so schreckliches Geheimniß anzuvertrauen, dessen Entdeckung Montonis schleunigste Rache auf sie selbst bringen konnte.

Also gezwungen alle Schrecken des Geheimnisses das sie zu Boden drückte, in sich selbst zu verschließen, schien ihre Vernunft unter dem unleidlichen Gewicht zu schwanken. Sie heftete oft einen wilden, unstärten Blick auf Annetten, hörte entweder gar nicht, was sie sprach, oder gab verkehrte Antworten. Lange Anfälle | von Abwesenheit folgten hierauf; Annette sprach zu wiederholtenmalen, allein ihre Stimme schien keinen Eindruck auf die Sinne der lange gequälten Emilie zu machen; sie saß starr und schweigend, ausser daß sie von Zeit zu Zeit einen schweren Seufzer, aber ohne Thränen ausstieß.

Voll Angst über ihren Zustand verließ Annette endlich das Zimmer um Montoni Nachricht zu geben. Die wilde Beschreibung, die ihm das Mädchen von Emilien machte, bewegte ihn, ihr sogleich in ihr Zimmer zu folgen.

Bei dem Ton seiner Stimme schlug Emilie die Augen auf, und ein Strahl von Erinnerung schien durch ihre Seele zu dringen; sie stand sogleich von ihrem Stuhle auf und schlich in eine ferne Ecke des Zimmers. Er milderte die gewöhnliche Härte seines Tons indem er mit ihr sprach; allein sie sah ihn mit halb forschendem, halb erschrocknem Blick an, und antwortete nur ein unvernünftliches *ja* auf alles was er sagte. In ihrer Seele schien noch immer ein andrer Eindruck als Furcht zu herrschen.

Annette konnte keine Erklärung dieses Zufalls geben; nachdem Montoni lange vergebens gesucht hatte, sie zum Reden zu bringen, zog er sich zurück und trug Annetten auf, die Nacht bei ihr zu bleiben und ihm früh Morgens Nachricht von ihrem Zustande zu geben.

| Sobald er fort war, kam Emilie wieder hervor und fragte, wer der fremde Mensch gewesen wäre. Annette sagte: es war der Signor, Signor Montoni; Emilie wiederholte den Namen verschiedenemal als wenn sie sich nicht besinnen könnte; plötzlich aber schrie sie laut auf und verfiel wieder in Tiefsinn.

Annette brachte sie mit Mühe ins Bette; Emilie untersuchte es mit forschendem, verstörtem Blick, ehe sie sich hineinlegte, zeigte mit dem Finger darauf und drehte sich dann mit einem Schauer um zu Annetten, die nun aufs höchste erschreckt, nach der Thüre eilte, um noch eine Person zur Wache zu rufen. Als Emilie sie fortgehn sah, rief sie ihren Namen und bat sie mit dem natürlichen, sanft klagenden Ton ihrer Stimme, sie nicht auch zu verlassen: — denn ach! seit mein Vater starb, setzte sie seufzend hinzu, verläßt mich alles! —

»Ihr Vater, Fräulein, war längst gestorben, ehe Sie mich kannten«, sagte Annette.

»Ach ja! er war es«, erwiderte Emilie und ihre Thränen fiengen an zu fließen. Sie weinte nun still und lange, worauf sie ruhig wurde

und endlich in Schlaf fiel. Annette war behutsam genug, sie nicht in ihren Thränen zu stören. Dies Mädchen, eben so zärtlich als sie einfältig war, verlor in diesen Augenblicken alle Furcht, im Zimmer zu bleiben, und wachte bei Emiliens ganz allein die lange Nacht.

Zweites Kapitel

Ein wohlthätiger Schlaf erquickte Emiliens Lebensgeister. Als sie am andern Morgen erwachte, sah sie Annetten mit Verwunderung an, die schlafend in einem Stuhl neben dem Bette sas, und suchte dann sich zu besinnen: allein die Begebenheiten der vorigen Nacht waren aus ihrem Gedächtnisse verwischt, welches keine Spur von dem Vergangnen zu behalten schien, und sie betrachtete Annetten noch immer, als diese erwachte.

»O mein theures Fräulein, kennen Sie mich?« rief sie.

»Warum sollte ich dich nicht kennen? Du bist ja Annette, aber warum sitztest du so bey mir?«

»O Sie sind sehr krank gewesen, theuerstes Fräulein, in der That sehr krank; ich dachte wahrhaftig —«

| »Das ist doch seltsam«, sagte Emilie, indem sie sich noch immer zu besinnen suchte; »allein mich dünkt, daß meine Phantasie von schrecklichen Träumen gequält wurde. Gütiger Gott«, fuhr sie plötzlich auffahrend fort; »es kann doch nichts weiter als ein Traum gewesen seyn!«

Sie heftete einen erschrockenen Blick auf Annetten, die in der Absicht sie zu beruhigen, in die Worte ausbrach, »ja Fräulein, es war mehr als ein Traum; allein nun ist alles vorüber.«

»Sie ist also ermordet!« sagte Emilie in sich gekehrt, und schauderte zusammen. Annette schrie, denn da sie nicht wußte, worauf sich Emiliens Worte bezogen, glaubte sie ihren Verstand aufs neue zerrüttet. Sobald sie aber erklärt hatte, was sie eigentlich meinte, besann sich Emilie, daß man sie hatte entführen wollen, und fragte, ob der Anstifter dieses Bubenstücks entdeckt sey. Annette

antwortete, nein, wiewohl man ihn leicht errathen könnte, und sagte Emilien, daß sie ihr ihre Befreiung zu danken hätte. Diese suchte die Bewegung, welche bei der Erinnerung an ihre Tante in ihr entstand, zu unterdrücken, und schien Annetten ruhig anzuhören, ob sie gleich in der That kaum ein Wort vernahm.

»Und so gnädiges Fräulein«, fuhr Annette fort — »nahm ich mir vor Bernardinos Geheimnis zu belauschen, weil er sich geweigert hatte, es mir zu sagen: ich beobachtete sie auf der Terrasse, und sobald er die andere Thüre aufgemacht hatte, schlich ich mich aus dem Schlosse, um Ihnen zu folgen: denn, dachte ich bei mir selbst, etwas gutes kann unmöglich im Werke seyn, warum sollte er sonst so geheim thun. Er hatte die Thüre hinter sich nicht verriegelt, und als ich sie aufmachte, sah ich bei dem Schimmer der Fackel am andern Ende des Ganges, welchen Weg sie nahmen. Ich folgte dem Lichte in einiger Entfernung, bis Sie an das Gewölbe von der Capelle kamen: denn hier fürchtete ich mich weiter zu gehn wegen der seltsamen Dinge, die ich von diesem Gewölbe gehört hatte. Aber nun mochte ich eben so wenig in der Dunkelheit alleine weiter zurückgehn; ich entschloß mich aber doch Ihnen zu folgen und schlich Ihnen nach, bis sie an den großen Hof kamen, denn hier fürchtete ich, möchte er mich gewahr werden. Ich blieb wieder an der Thüre stehn, und wartete bis Sie am Thore waren, und so wie sie die Treppe hinauf stiegen, schlich ich hinter her. Als ich aber unter den Thorweg kam, hörte ich aussen Pferde stampfen, und verschiedene Stimmen reden. Man fluchte, daß Bernardino Sie nicht herausbrächte, und in dem Augenblick hätte er mich packen können, denn er kam die Treppe weiter herunter, und ich behielt kaum Zeit, mich davon zu machen. Allein ich hatte nun genug gehört, und beschloß ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten und Sie, gnädiges Fräulein zu retten: denn ich rieth gleich, daß es so ein Stückchen von dem Graf Morano seyn möchte, ohngeachtet er das Schloß verlassen hatte. Ich lief in das Schloß, allein ich hatte Mühe mich durch alle die Gänge zu finden. Allein was sonderbar ist; ich vergas ganz, mich nach den Geistern umzusehn, die in dem

Gewölbe seyn sollen, obgleich ich um der ganzen Welt willen nicht wieder hin gehen möchte. Zu gutem Glück waren der Signor und Signor Cavigni noch auf, und so brachten wir geschwind genug einen Zug auf die Beine, der groß genug war, den Herrn Bernardino und alle seine Spitzbuben in die Flucht zu jagen.«

Annette hörte auf zu sprechen, allein Emilie schien noch immer zu hören. Endlich sagte sie plötzlich; »ich denke ich will selbst zu ihm gehn! wo ist er?«

Annette fragte, wen sie meinte.

»Den Signor Montoni« erwiderte Emilie. »Ich will mit ihm sprechen.«

Annette, die sich an den Befehl erinnerte, den der Signor ihr die vorige Nacht wegen Emilien gegeben hatte, stand auf und sagte, daß sie ihn aufsuchen wollte.

Des ehrlichen Mädchens Verdacht auf den Graf Morano war vollkommen richtig; auch Emilie hielt ihn für den Urheber, sobald sie darüber nachdachte; und Montoni, der gar nicht daran zweifelte, kam nun|mehr auf den Gedanken, daß jener Wein wohl auf Anstiften des Grafen vergiftet worden wäre.

Die Versicherungen von Reue, die Morano Emilien unter dem Schmerz seiner Wunde ablegte, waren in diesem Augenblick aufrichtig; allein er irrte sich in dem Gegenstande seines Kammers, denn indem er die Grausamkeit seiner geübten Absicht zu verkennen glaubte, beklagte er nur das Leiden, das sie ihm zugezogen hatte. So wie dieses Leiden sich verminderte, lebten seine vorigen Absichten wieder auf, bis er sich nach gänzlich hergestellter Gesundheit aufs neue fähig zu einer kühnen Unternehmung glaubte. Der Thürsteher, der ihm zuvor gedient hatte, ließ sich willig zum zweitenmal bestechen, und nachdem er die Art und Weise, Emilien ans Thor zu locken, mit ihm beredet hatte, verließ er öffentlich das Dorf, wohin er nach dem Duel gebracht wurde und verbarg sich mit seinen Leuten in einem andern etwas weiter entlegnen Orte. Von da schickte er in der Nacht, die Bernardino ihm bestimmte, seine Leute nach dem Schlosse zurück, während

er selbst Emiliens Ankunft in dem Dorfe erwartete, von wo er sie unverzüglich nach Venedig bringen wollte. Wie dieser zweite Plan vereitelt wurde, haben wir bereits erfahren, allein die Wuth und Leidenschaft dieses italienischen Liebhabers übersteigt alle Beschreibung.

Nachdem Annette ihren Bericht von Emiliens Befinden und von ihrem Wunsche ihn zu sehn, an | Montoni abgestattet hatte, antwortete er, daß sie in einer Stunde in das Sprachzimmer zu ihm kommen möchte. Emilie wollte über den Gegenstand, der ihr so schwer auf dem Herzen lag, mit ihm sprechen; doch wußte sie selbst nicht, ob sie etwas Gutes dadurch bewürken würde, und oft bebte sie sogar voll Schrecken vor dem Gedanken, in seine Gegenwart zu treten, zurück. Sie wünschte auch ihn zu bitten, wiewohl sie beinahe an der Erfüllung ihrer Bitte verzweifelte — daß er ihr, da ihre Tante nicht mehr lebte, erlauben möchte, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Während ihre Gedanken hin und her irrten, kam eine Botschaft, daß Montoni sie erst den andern Tag sehn könnte, und sie fühlte sich für diesen Augenblick wie von einer großen Last befreit. Annette sagte, sie glaubte, daß die Ritter sich aufs neue zum Kriege rüsteten: denn der ganze Hof wäre voll Pferde und Reuter und sie hätte gehört, daß die übrigen, die schon im voraus gegangen wären, wieder auf dem Schlosse erwartet würden.

Annette hätte lange fortreden können, ohne von Emilien unterbrochen zu werden, die schweigend, und unaufmerksam in Gedanken vertieft da sas, und den ganzen Tag in einer feierlichen Ruhe hinbrachte, die oft auf eine übermäßige Anstrengung unsrer Seelenkräfte durch Leiden zu folgen pfl egt.

| So wie die Nacht heran kam, erinnerte sich Emilie an die geheimnisvolle Musik, die sie oft mit einer ihr selbst unerklärlichen Bewegung gehört hatte, und wünschte, daß diese sanften Töne wiederkehren möchten. Die Gewalt des Aberglaubens bemeisterte sich der Schwäche ihrer lange gequälten Seele. Sie blickte mit schwärmerischer Erwartung zu dem Schutzgeist ihres Vaters

hinauf und beschloß, Annetten fortzuschicken, um allein auf die Wiederkehr dieser Töne zu warten. Allein es war noch nicht um die Zeit, wo sich die Musik hören ließ, und bemüht, ihre Gedanken von qualvollen Gegenständen abzuziehn, setzte sie sich mit einem der wenigen Bücher, die sie aus Frankreich mitgebracht hatte, nieder. Ihre Seele aber wollte sich nicht zwingen lassen; sie blieb bewegt und unruhig und gieng oft ans Fenster, um nach einem Tone zu lauschen. Einmal glaubte sie eine Stimme zu hören, als aber alles ausser dem Fenster still blieb, schloß sie, daß ihre Phantasie sie getäuscht hätte.

So verstrich die Zeit bis es zwölfte schlug, worauf die fernen Töne, die durch das Schloß summten aufhörten, und tiefer Schlaf über das Ganze zu herrschen schien. Emilie setzte sich ans Fenster, wo sie bald durch sehr ungewöhnliche Töne, welche nicht einer Musik sondern den leisen Klagen einer Person in Schmerzen glichen aus ihrer Träumerei geweckt wurde. Ihr Herz schlug immer heftiger, und sie wurde überzeugt, daß diese Töne mehr als eingebildet waren. Immer hörte sie | von Zeit zu Zeit schwache Klagen und suchte zu entdecken, woher sie kämen. Unter ihr lagen noch verschiedene, lange verschlossen gewesene Zimmer, die an den Wall stießen, und da der Ton aus einem derselben zu kommen schien, lehnte sie sich aus dem Fenster, um zu sehn, ob ein Licht zu bemerken wäre. So viel sie sehn konnte, waren die Zimmer ganz dunkel, allein in einiger Entfernung unten auf dem Wall, schien sich etwas zu bewegen.

Der schwache Schimmer, den die Sterne verbreiteten, setzte sie nicht in Stand, den Gegenstand zu erkennen, doch hielt sie es für eine Schildwache und stellte ihr Licht in eine ferne Ecke des Zimmers, um nicht bei ihren fernern Beobachtungen bemerkt zu werden.

Sie sah immer denselben Gegenstand. Jetzt schlich es am Walle hin, nach ihrem Fenster zu, und sie glaubte, nun eine menschliche Gestalt zu unterscheiden, allein die Stille, womit es sich bewegte, überzeugte sie, daß es keine Schildwache war. So wie es näher kam,

war sie unschlüssig ob sie sich zurückziehn sollte; eine brennende Neugier machte sie geneigt zu bleiben, eine Furcht aber vor einem unbekanntem Etwas warnte sie, sich zurückzuziehn.

Indem kam die Gestalt ihrem Fenster gegen über und blieb unbeweglich stehen. Alles blieb still; sie hatte | nicht einmal einen Fuß rauschen gehört, und das Feierliche dieses Schweigens, mit der geheimnisvollen Gestalt vor ihr, zusammengenommen, machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie das Fenster verlassen wollte, als sie plötzlich die Gestalt zusammenfahren und den Wall hinunter gleiten sah, worauf sie sich bald in der Dunkelheit der Nacht verlor. Emilie sah noch eine Weile unverwandt auf den Weg, den sie gekommen war, und zog sich dann voll Nachdenken über diese seltsame Erscheinung, in ihr Zimmer zurück. Sie konnte kaum zweifeln, daß sie etwas übernatürliches gesehn hätte.

Als sie wieder mehr zu sich selbst gekommen war, suchte sie eine andre Erklärung herauszubringen. Sie erinnerte sich an verschiednes, was man von Montonis kühnen Unternehmungen ihr gesagt hatte, und es fiel ihr ein, daß dieses vielleicht ein Unglücklicher gewesen wäre, den seine Banditen geplündert und hieher gebracht hätten, und daß vielleicht auch die Musik, die sie zuvor gehört hatte, von ihm käme. Doch war es unwahrscheinlich, daß sie ihn aufs Schloß bringen sollten, wenn sie ihn geplündert hatten; es war den Sitten der Banditen angemessner, die Beraubten zu ermorden, als zu Gefangnen zu machen, zudem wußte sie auch, daß man einen Gefangnen nicht ohne Wache auf der Terrasse würde herumgehn lassen.

Dann glaubte sie wieder, daß der Graf Morano sich Eingang ins Schloß verschafft hätte; allein ausser | den Gefahren und Schwierigkeiten, die einem solchen Unternehmen entgegen stehn mußten, war es nicht wahrscheinlich, daß er sich begnügt haben würde, um Mitternacht einsam und schweigend vor ihrem Fenster zu erscheinen, da ihm ein näherer Weg zu ihrem Zimmer bekannt war.

Ein andermal dachte sie wieder, daß es vielleicht eine Person sey, die Absichten auf das Schloß habe; allein die klagenden Töne

widersprachen auch diesem. Sie konnte auf keine Weise herausbringen, wer oder was für ein Wesen es seyn möchte, das in dieser einsamen Stunde umher schlich und in solchen wehmüthigen Tönen seine Klagen aushauchte (denn sie konnte sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß die Musik, welche sie so oft gehört, mit dieser Erscheinung zusammen hieng). Die Einbildungskraft trat wieder in ihre Rechte und rief den Glauben an das Uebernatürliche hervor.

Indessen nahm sie sich vor, die folgende Nacht zu wachen, um vielleicht Aufklärung ihrer Zweifel zu finden; sie war beinahe entschlossen, die Gestalt anzureden, wenn sie sich wieder zeigen würde.

Drittes Kapitel

Den folgenden Tag ließ sich Montoni wiederum bei Emilien entschuldigen, die dieses nicht wenig befremdete. Das ist doch sonderbar, sagte sie, sein Gewissen sagt ihm die Absicht meines Besuchs und er verschiebt ihn, um einer Erklärung auszuweichen. Sie war nunmehr beinahe entschlossen, sich ihm in den Weg zu werfen, doch hielt eine gewisse Furcht sie ab, und dieser Tag verstrich, wie der vorhergehende, außer daß eine schauerliche Erwartung der kommenden Nacht von Zeit zu Zeit die todten-gleiche Ruhe unterbrach, die sich ihrer Seele bemeistert hatte.

Gegen Abend kam die zweite Parthie der irrenden Ritter nach dem Schlosse zurück. Emilie hörte bis in ihr entlegnes Zimmer das laute Jauchzen und Jubelgeschrei, das dem wilden Geschrei der Furien glich, wenn sie ein scheusliches Opferfest feiern. Sie fürchtete sogar, daß sie mit irgend einer barbarischen That umgingen; allein Annette sagte ihr, daß sie nur über den mitgebrachten Raub triumphirten. Dieser Umstand bestärkte sie in dem Glauben, daß Montoni wirklich der Hauptmann einer Räuberbande geworden sey, und seine zertrümmerten Glücksumstände durch Beraubung der Reisenden wieder herstellen wollte.

So natürlich auch diese Vermuthung für sie seyn mochte, irrte sie doch zum Theil, denn sie kannte weder den Zustand dieses Landes, noch die Art, wie die häufigen Kriege in demselben geführt wurden. Da die Einkünfte der vielen kleinen Staaten in Italien nicht hinreichten, stehende Armeen selbst in den kurzen Zwischenzeiten der Ruhe zu unterhalten, so entstand eine Klasse von Menschen, die man in unsern Zeiten nicht kennt, und welche die Geschichte ihrer eignen nur schwach beschrieben hat. Nur wenige von den Soldaten, die am Ende jedes Kriegs abgedankt wurden, kehrten zu den sichern, aber nicht einträglichen Beschäftigungen des Friedens zurück. Zu Zeiten giengen sie in andre Länder und mischten sich unter die Armeen, die immer im Felde standen. Oft aber errichteten sie selbst Räuberbanden und nahmen entlegne Festungen ein, wo ihre wilde Tapferkeit, die Schwäche der Regierungen, und die Gewisheit, daß sie zu den Armeen konnten zurückberufen werden, sobald ihre Gegenwart weiter erforderlich war, sie vor den Verfolgungen der Gerechtigkeit schützte. Zu Zeiten begaben sie sich unter die Fahne | eines beliebten Anführers, der sie in die Dienste irgend eines Staates brachte, wenn er wegen des Preises, den ihre Tapferkeit verdiente, überein gekommen war. Daher entstand der Name *Condottieri*, der in jenem Zeitpunkt, der mit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts schloß, dessen Anfang aber nicht so genau zu bestimmen ist, in ganz Italien gefürchtet wurde. Ihr Character erlangte in den kleinen Kriegen, wo gewöhnlich Plünderung dem Siege zu folgen pflegte, eine Mischung von Zügellosigkeit und unerschrocknen Muth, wodurch sie selbst denjenigen, unter welche sie dienten, furchtbar wurden.

Wenn sie nicht auf diese Art beschäftigt waren, so hielten sie sich meistens auf eine Festung, oder in der Nachbarschaft ihres Anführers auf, wo sie eine ihnen selbst lästige Ruhe genossen. Wenn sie auch von Zeit zu Zeit ihre Bedürfnisse von dem Eigenthume der Einwohner befriedigten, so theilten sie zu andern Zeiten ihre gemachte Beute wiederum so verschwenderisch aus, daß sie ihren Wirthen nicht zur Last fielen, und gewöhnlich nahmen die

Bauern aus diesen Gegenden etwas von dem Character ihrer kriegerischen Gäste an. Die benachbarten Regierungen machten oft Miene, aber bemühten sich in der That selten, diese militairischen Gemeinheiten zu unterdrücken; dieses war zum Theil schwer, und theils auch sicherte ein verstellter Schutz dieser Menschen den Fürsten eine Anzahl Truppen zu ihren Kriegen, die sie auf keine andere Art so wohlfeil haben, oder so brauchbar finden konnten. Die Anführer verließen sich oftmals so sehr auf diese Politik der verschiedenen Mächte, daß sie kühn genug waren, ihre Hauptstädte zu besuchen. Montoni lernte sie in den öffentlichen Häusern von Venedig und Padua kennen, und fand Gefallen an ihrem Umgange, ehe der Verfall seiner Glücksumstände ihn in die Nothwendigkeit setzte, ihre Gebräuche anzunehmen. Nachher hatten seine mitternächtlichen Zusammenkünfte zu Venedig, wobei Orsino und verschiedene andre Mitglieder der jetzt errichteten Gesellschaft gegenwärtig waren, die Verabredung eines Plans zum Grunde, den sie seitdem mit dem Schiffbruch ihres gescheiterten Vermögens ausgeführt hatten.

Mit Rückkehr der Nacht nahm Emilie ihren Platz am Fenster wiederum ein. Der Mond stieg heute hinter den dicken Wäldern auf; sein bleiches Licht ließ sie die einsame Terrasse und die umliegenden Gegenstände deutlicher sehn, als bei der Dämmerung der Sterne, und Emilie versprach sich einen glücklichern Erfolg ihrer Beobachtungen, wenn die geheimnisvolle Gestalt wieder erschiene. Nur war sie aufs neue unschlüssig, ob sie es wagen sollte, sie anzureden, sie fühlte einen unwiderstehlichen Trieb dazu, doch hielt zu gleicher Zeit eine gewisse bange Furcht sie zurück.

Wenn es jemand wäre, der Absichten auf das Schloß hätte, sagte sie, so könnte meine Neugier mir üble Folgen zuziehn, allein die geheimnisvolle Musik | und die klagenden Töne, die offenbar von niemand andern herrühren, beweisen daß er nicht mein Feind seyn kann.

Sie dachte darauf an ihre unglückliche Tante, und schauernd vor Schmerz und Schrecken ergriffen die Bilder ihrer Einbildungs-

kraft ihre Seele mit aller Stärke der Wahrheit und sie glaubte, daß die Gestalt ein Geist gewesen sey. Sie zitterte, konnte kaum Athem holen, eine Eißkälte ergoß sich über ihre Wangen und ihre Furcht überwältigte auf eine Weile ihren Verstand. Ihre Entschlossenheit verließ sie, und sie dachte nun nicht länger daran, die Gestalt, wenn sie erschiene, anzureden.

So verstrich die Zeit, die sie am Fenster sas, geschreckt durch Erwartung und durch die Dunkelheit und Stille der Mitternacht. Sie sah nur verworren im Mondenlicht Berge und Wälder, einen Haufen Thürme, die den westlichen Flügel des Schlosses bezeichneten und die Terrasse unten, sie hörte keinen Laut ausser von Zeit zu Zeit die Parole der ablösenden Schildwache. Es war spät, sie fühlte sich müde vom Wachen und fieng an die Wirklichkeit der nächtlichen Erscheinung zu bezweifeln; doch war ein so lebhafter Eindruck in ihrer Seele zurückgeblieben, daß sie sich vornahm, die folgende Nacht wieder zu wachen.

Montoni ließ den andern Tag nichts von sich hören; Emilie aber, die mehr als je ihn zu sprechen | wünschte, ließ ihn durch Annetten fragen, um welche Stunde er sie vorlassen wollte. Er bestimmte eilf Uhr, und Emilie stellte sich pünktlich ein. Er befand sich mit verschiedenen seiner Officire in dem Sprachzimmer; sie war betroffen und wurde es noch mehr, als er ohne sie zu bemerken, das Gespräch mit seinen Freunden fortsetzte, bis einer von ihnen sich umsah, Emilien erblickte und in einen lauten Ausruf ausbrach. Sie wollte zurückgehn als Montonis Stimme sie aufhielte. »Ich wünschte mit Ihnen zu reden, Signor, wenn Sie bequemere Zeit haben«, war alles was sie mit stammelnder Stimme herausbringen konnte.

»Dies sind Freunde von mir«, erwiederte er, »sie können alles hören, was Sie mir zu sagen haben.«

Emilie wandte sich ohne zu antworten von dem rauhen Blicke der Ritter ab und Montoni folgte ihr durch den Saal in ein kleines Zimmer, dessen Thüre er mit Heftigkeit zuschlug. Wenn sie in sein finstres Gesicht sah, glaubte sie aufs neue den Mörder ihrer Tante

vor sich zu sehn, und Entsetzen bemächtigte sich ihrer so sehr, daß sie nicht Sammlung genug behielt, die Ursache ihres Besuchs zu sagen; ja sie getraute sich nicht einmal Madam Montonis Namen zu nennen.

Montoni fragte sie endlich voll Ungeduld, was sie von ihm verlangte.

Sie sagte ihm nun, daß sie wünschte nach Frankreich zurückzukehren, und um seine Erlaubnis bäthe. Als er sie aber befremdet ansah und nach der Ursache | ihrer Bitte fragte, stammelte sie, wurde bleicher, fieng an zu zittern, und wäre beinahe zu seinen Füßen nieder gesunken. Er sah ihre Bewegung mit anscheinender Gleichgültigkeit und unterbrach das Stillschweigen bloß damit, daß er sagte er müsse gehn. Sie wiederholte ihre Bitte noch einmal, und als er sie durchaus abschlug, erweckte Unwillen ihre schlummernden Kräfte, »mein Herr!«

»Ich kann nicht länger mit Anstand hier bleiben«, sagte sie, »und ich möchte wohl fragen, mit welchem Rechte Sie mich zurückhalten.«

»Es ist *mein Wille*, daß Sie hier bleiben«, sagte Montoni und legte die Hand an die Thüre um zu gehen, »lassen Sie sich das genug seyn.«

Emilie bedachte, daß sie von seinem Willen nicht appelliren konnte, und machte einen schwachen Versuch ihn zu bereden, gerecht zu seyn. »Solange meine Tante lebte, Signor«, sagte sie mit zitternder Stimme, »war mein Aufenthalt nicht unschicklich, jetzt aber, da sie nicht mehr ist, wäre es doch wohl billig, mich abreisen zu lassen.«

»Wer hat Ihnen gesagt, daß Madame Montoni todt ist?« fragte Er mit forschendem Blick. Emilie besann sich, denn niemand hatte es ihr gesagt und sie wagte nicht des Anblicks in dem Zimmer zu erwähnen, der sie davon überzeugt hatte.

| »Wer hat es Ihnen gesagt«, wiederholte er noch finsterer. »Ach ich weiß es nur zu gut«, erwiderte Emilie, »erlassen Sie mir die schreckliche Erläuterung.«

Sie setzte sich auf eine Bank nieder, um sich aufrecht zu halten. »Wenn Sie wünschen, sie zu sehen, so steht es Ihnen frei. Sie liegt in dem östlichen Thurm.«

Er gieng fort, ohne ihre Antwort zu erwarten und kehrte wieder zu seinen Gefährten zurück, die über die gemachte Entdeckung scherzen wollten: allein Montoni schien keinen Gefallen an diesem SpaÙe zu finden und sie veränderten sogleich das Gespräch.

Montoni gieng mit dem schlaun Orsino über den Plan eines Ausfalls für den nächsten Tag zu Rathe. Dieser rieth, daß sie im Hinterhalt den Feind erwarten wollten, allein Varezze widersprach mit Ungestüm, warf Orsino Feigheit vor und schwur, wenn Montoni ihm fünfzig Leute geben wollte, so machte er sich anheischig, alles zu überwinden, was sich ihm entgegensetzte.

Orsino lächelte verächtlich. Montoni lächelte auch, doch hörte er ihn an. Varezze ergoß sich in heftigen Ausdrücken und Beteuerungen bis Orsino ihm ein Argument entgegensetzte, das er nur durch eine Schmähung zu beantworten wußte. Sein stolzer Geist verachtete Orsinos schlaue Vorsicht; er widersprach ihm stets und hatte längst seinen geheimen aber giftigen Haß auf sich gezogen. Montoni blieb ein ruhiger Beobachter | von beiden. Er kannte ihre verschiedenen Charactere und wußte sie zur Ausführung seiner eignen Absichten zu gebrauchen. Auch jetzt gelang es ihm, sie aus einander zu bringen; er verließ das Zimmer mit Orsino, und hatte ein langes geheimes Gespräch mit ihm.

Emilie war durch Montonis letzte Worte so betäubt worden, daß sie gar nicht an seine Erklärung, sie im Schlosse zurück zu behalten, sondern nur an ihre unglückliche Tante dachte, die im östlichen Thurme liegen sollte. Die Ueberreste seiner Frau so lange unbegraben zu lassen, verrieth eine Fühllosigkeit, deren sie selbst Montoni kaum fähig geglaubt hätte.

Nach einem langen Kampfe beschloß sie, sich seiner Erlaubnis in den Thurm zu gehn, zu bedienen und einen letzten Scheideblick auf die Ueberreste ihrer unglücklichen Tante zu werfen. Mit diesem Vorsatz gieng sie auf ihr Zimmer zurück, und während sie

auf Annetten wartete, suchte sie Fassung für den bevorstehenden Anblick zu sammeln. Obgleich sie davor erbebte, fühlte sie doch, daß es ihr in der Folge zur Beruhigung gereichen würde, diese letzte Pflicht erfüllt zu haben.

Annette erschien und da alle ihre Versuche, Emilien von ihrem Vorsatze abzubringen, fruchtlos blieben, ließ sie sich mit vieler Mühe bereden, sie in den Thurm zu begleiten. Nichts auf der Welt aber konnte sie dahin bringen zu versprechen, daß sie mit in das Zimmer des Todes gehn wollte.

| Sie verließen nun den Corridor, als sie eben den Fuß der Wendeltreppe erreichten, weigerte sich Annette mit zu kommen, und Emilie gieng alleine weiter. Als sie die Spuren von Blut sah, die sie schon jenesmal bemerkt hatte, erstarben ihre Lebensgeister; sie mußte sich auf den Stufen niederlassen, und beschloß beinahe, nicht weiter zu gehen. Nach wenig Augenblicken kehrte ihr Muth zurück, und sie verfolgte ihren Weg.

Als sie den Vorsaal erreichte, an welchen das Zimmer stieß, erinnerte sie sich, daß die Thüre verschlossen gewesen war, und fürchtete, es wieder so zu finden; allein sie hatte diesmal geirrt; die Thüre öffnete sich auf einmal in ein dunkles, stilles Zimmer, wo sie sich furchtsam umhersah und dann langsam hinein gieng, als eine dumpfe Stimme sich hören ließ. Emilie, die weder zu sprechen, noch sich von der Stelle zu bewegen vermochte, gab keinen Laut von sich. Die Stimme sprach wieder, es schien ihr als wenn es die Stimme ihrer verstorbenen Tante wäre; sie stürzte halb ausser sich auf ein Bette zu, das in einer fernen Ecke stand und zog die Vorhänge auf. Sie sah ein bleiches, abgezehrtes Gesicht. Sie starrte zurück, trat wieder heran und schauderte als sie eine abgezehrte Hand aufnahm, die auf der Decke ausgestreckt lag. Sie ließ sie fallen und sah wieder mit langen, sinnlosen Staunen das Gesicht an. Es war wirklich Madame Montoni, aber so entstellt durch Krankheit, daß man kaum noch eine Aehnlichkeit wahrnahm. Sie lebte noch und schlug ihre schweren Augen zu ihrer Nichte auf.

| »Wo sind Sie so lange gewesen«, sagte sie dumpf; »ich dachte, Sie hätten mich verlassen?«

»Leben Sie wirklich?« rief Emilie endlich, »oder ist dies nur eine schreckliche Erscheinung?« — Sie erhielt keine Antwort und ergriff wieder die Hand. »Dies ist wirklich Substanz«, rief sie, »aber es ist kalt wie Marmor. O wenn Sie wirklich leben«, rief sie in einer Art von Verzweiflung, indem sie die Hand fallen ließ, »so reden Sie — reden Sie, damit ich nicht meine Sinne verliere, sagen Sie, daß Sie mich kennen.«

»Ich lebe«, erwiderte Madame Montoni — »ich erkenne Sie für meine Nichte, aber ich fühle, daß ich im Begrif bin zu sterben.«

Emilie ergrif heftig ihre Hand und weinte laut. Beide schwiegen einige Augenblicke. Emilie bemühte sich dann, sie zu trösten und fragte, was sie in diesen kläglichen Zustand gebracht hätte.

Als Montoni sie auf den unwahrscheinlichen Verdacht, ihr nach den Leben getrachtet zu haben, in den Thurm bringen ließ, befahl er seinen Leuten das strengste Geheimnis an. Er hatte dabei den doppelten Bewegungsgrund, ihr den Trost von Emiliens Besuchen abzuschneiden, und sich eine Gelegenheit zu sichern, sie insgeheim aus der Welt zu schaffen, wenn sein Argwohn sich bestätigte — er behielt sie unter strenger Wache in dem Thurm eingesperrt, und hatte ohne | Mitleid und Gewissensbisse in einem heftigen Fieber sie fühllos und verwaist da liegen lassen, bis sie in diesen Zustand gerathen war.

Die Spuren von Blut, die Emilie auf der Treppe fand, rührten von der unverbundenen Wunde eines der Menschen her, die Madame Montoni den Thurm herauftrugen. In der Nacht hatten sie sich begnügt, die Thüre zuzumachen und von der Wache zu gehn; und deswegen hatte Emilie bei ihrer ersten Nachsuchung den Thurm so still und verödet gefunden.

Als sie damals versuchte, die Thüre aufzumachen, schlief ihre Tante, und sie schloß aus der tiefen Stille, daß sie nicht mehr lebe. Der Anblick in dem Zimmer über dem Thore war der Leichnam eines Mannes, der in dem letzten Gefecht geblieben war; der

nämliche, den man in des Bedienten Zimmer trug, als sie dort Zuflucht vor dem Lärmen suchte. Dieser Mann hatte einige Tage an seinen Wunden gelegen, und bald nach seinem Tode wurde sein Körper von dem Lager, worauf er starb, hinweggebracht, um in dem Gewölbe unter der Kapelle, durch welche Emilie und Bernardino nach dem Zimmer giengen, begraben zu werden.

Nachdem Emilie tausend Fragen an ihre Tante gethan hatte, gieng sie von ihr um Montoni aufzusuchen. Der Zustand ihrer Tante lag ihr jetzt zu sehr am Herzen, als daß sie an die üble Behandlung, die sie sich selbst zuziehn konnte, und an die Unwahrscheinlichkeit, daß er ihre Bitte gewähren würde, hätte denken sollen.

»Madame Montoni ist dem Tode nahe, Signor!« sagte sie, sobald sie ihn sah. »Ihre Rache wird sie doch nicht bis zum letzten Augenblicke verfolgen! Vergönnen Sie, daß man sie aus diesem wüsten Aufenthalte in ihr eigenes Zimmer bringt, und ihr die nothwendige Hülfe leistet.«

»Wozu kann das helfen, wenn sie dem Tode so nahe ist«, sagte Montoni mit anscheinender Gleichgültigkeit.

»Dazu wenigstens, um Ihr Gewissen von einem kleinen Theile der Qualen zu befreien, die Sie in ähnlicher Lage einst dulden werden«, sagte Emilie in unvorsichtiger Hitze, die ihr Montoni sogleich dadurch fühlbar machte, daß er ihr befahl, ihm aus den Augen zu gehen. Sie vergaß alle Empfindlichkeit! Mitleid mit dem kläglichen Zustande ihrer Tante, die ohne alle Hülfe sterbend da lag, verschlang alles andere Gefühl und sie sparte nicht das demüthigste Flehen, um ihn zum Erbarmen gegen seine Frau zu bewegen.

Er blieb lange verhärtet gegen alles was sie sagte; endlich aber schien das göttliche Gefühl des Mitleids, das aus Emiliens Augen strahlte, sein Herz zu rühren. Sich seiner bessern Gefühle schämdend, wandte er sich halb mürrisch, halb erweicht von ihr weg, endlich aber willigte er ein, daß seine Frau in ihr eignes Zimmer gebracht werden, und daß Emilie sie verpflegen sollte. Emilie die eben so sehr fürchtete, daß diese Hülfe zu spät kommen, als daß

Montoni seine Erlaubnis zurücknehmen möchte, nahm sich kaum die Zeit ihm zu danken; sie machte eilig mit Annetten das Bette für Madame Montoni zurechte, und brachte ihr eine Herzstärkung, damit ihr schwacher Körper die Bewegung in ein andres Zimmer aushalten könnte.

Sie war kaum in ihr Zimmer gebracht, als ihr Mann den Befehl schickte, sie im Thurme zu lassen; allein Emilie, dankbar froh, daß sie so geeilt hatte, meldete ihm, daß sein Befehl zu spät käme, und daß sie eine zweyte Veränderung nicht überleben würde.

Emilie wich den ganzen Tag nicht von ihrer Tante Seite, außer um ihr die nothwendigen Stärkungen zu bereiten; Madame Montoni nahm sie mit stiller Ergebung an, wiewohl sie zu fühlen schien, daß es zu spät war, sie zu retten, sie schien auch das Leben nicht mehr zu wünschen. Emilie wartete ihrer mit der zärtlichsten Sorgfalt; sie sah in dem armen Geschöpfe vor ihr nicht mehr die gebietherische Tante, sondern die Schwester ihres geliebten Vaters in einer Lage, die all ihr Mitleid und Güte aufrief. Sie wollte auch die Nacht bey ihr bleiben, allein die Tante verbot dieses durchaus, und bestand darauf, daß sie sich zur Ruhe legen und Annetten bei ihr lassen sollte. Emilie bedurfte wirklich Ruhe, da ihr Körper und Geist so sehr angegriffen waren, doch wollte sie Madam | Montoni nicht eher bis nach Mitternacht verlassen, ein Zeitpunkt, den die Aerzte für sehr critisch halten.

Bald nach zwölfe sagte sie ihr traurig gute Nacht und band Annetten ein, ja sorgsam zu wachen und sie zu rufen, wenn es schlimmer würde. Sie war niedergeschlagener als je über den kläglichen Zustand ihrer Tante, deren Genesung sie kaum zu hoffen wagte. Auch für ihr eignes Unglück sah sie kein Ende; eingesperrt in ein entlegenes Schloß, unerreichbar ihren Freunden — wenn sie noch Freunde besaß — ja selbst unerreichbar dem Mitleiden fremder Menschen, und gänzlich in der Gewalt eines Mannes, der zu jeder Handlung fähig war, die Eigennutz oder Ehrgeitz eingeben konnten.

Mit diesen melancholischen Betrachtungen und eben so traurigen Vorahndungen beschäftigt, legte sie sich nicht gleich zur

Ruhe, sondern lehnte sich gedankenvoll ans ofne Fenster. Die Scene vor ihr von Wäldern und Bergen, die im Mondenlichte ruhten, machten einen traurigen Contrast mit dem Zustande ihrer Seele; allein das einsame Rauschen dieser Wälder, und die Ansicht auf die schlafende Landschaft milderte nach und nach die Heftigkeit ihrer Empfindung und stimmte sie zu sanften Thränen.

Sie weinte eine Zeitlang fort, verloren für alles ausser für ein sanftes Gefühl ihres Unglücks. Als sie endlich das Schnupftuch von den Augen nahm, sah | sie auf der Terrasse unten die Gestalt, starr und unbeweglich ihrem Fenster gegen über stehen. Sie fuhr zurück, und der Schrecken überwältigte eine Zeitlang die Neugier. Endlich gieng sie wieder ans Fenster; noch stand die Gestalt da; sie zwang sich, sie zu betrachten, war aber unvermögend zu sprechen; der Mond schien helle, und vielleicht verhinderte sie nur die Bewegung ihrer Seele, das Wesen vor ihr genau zu erkennen. Es stand noch unbeweglich und sie fieng an zu zweifeln, ob es wirklich lebendig wäre.

Ihre irrenden Gedanken kehrten nun so weit zurück, sie zu erinnern, daß ihr Licht sie der Bemerkung aussetzte; sie wollte zurückgehen, um es weg zu stellen, als sie die Gestalt sich bewegen, und ihr mit der Hand winken sah. Während sie voll Angst hin staunte wiederholte es die Bewegung. Sie versuchte nun zu sprechen; allein die Worte erstarben ihr auf den Lippen und sie gieng wirklich vom Fenster weg. Indem hörte sie aussen einen tiefen Seufzer. Sie lauschte aufmerksam, ob sie gleich nicht weiter hinaus zu sehen wagte, und der Seufzer wurde wiederholt.

»Großer Gott«, rief sie, »was bedeutet das?«

Sie horchte aufs neue, aber der Ton ließ sich nicht weiter hören, und sie faßte endlich Muth, wieder ans Fenster zu gehen. Sie sah dieselbe Erscheinung; es winkte aufs neue und sties wieder einen tiefen Seufzer aus.

| Der Seufzer kam gewiß von einem Menschen, sagte sie. Ich will sprechen. »Wer«, fragte sie mit schwacher Stimme, »wer wandert hier in dieser späten Stunde?«

Das unbekante Wesen richtete den Kopf in die Höhe, starrte aber plötzlich hinweg und glitt die Terrasse herab. Sie beobachtete es lange Zeit, wie es schnell im Mondenlicht hinschwand, hörte aber keinen Fustritt, bis eine Schildwache von der andern Seite des Walls langsam daher schlich. Der Soldat blieb unter ihrem Fenster stehn, sah herauf und rief sie bei Namen. Sie wollte sich eilig zurückziehn, allein ein zweites Rufen bewegte sie zu antworten, und der Soldat fragte sie ehrerbietig, ob sie etwas hätte vorübergehn sehn. Auf ihre bejahende Antwort sagte er nichts weiter, sondern gieng die Terrasse herunter; Emilie verfolgte ihn mit den Augen bis er sich in der Ferne verlor. Sie wußte, daß er von der Wache nicht über den Wall hinaus gehn durfte, und beschloß also, seine Zurückkunft zu erwarten.

Bald darauf hörte sie seine Stimme in der Ferne laut rufen; eine noch fernere Stimme antwortete; in demselben Augenblick wurde die Wache abgelöst und passirte die Terrasse. Da die Soldaten mit Eile unter dem Fenster herliefen, rief sie heraus, was vorgefallen wäre, allein sie giengen vorbei, ohne auf sie zu achten.

Emiliens Gedanken kehrten zu der Gestalt zurück. Es kann kein Mensch seyn, der Absichten auf das | Schloß hat, dachte sie, sonst würde er sich ganz anders benehmen. Er würde sich nicht so nahe an die Wache wagen, noch sich dem Fenster gegen über stellen, wo er bemerkt werden muß; noch weniger würde er winken, oder einen Laut von sich geben. Aber es kann auch kein Gefangner seyn, wie würde er sonst Freiheit haben, umher zu gehen.

Wenn sie mehr Eitelkeit besessen hätte, so würde sie vermuthet haben, es sey ein Bewohner des Schlosses, der in der Hofnung sie zu sehen und ihr seine Bewunderung zu erklären unter ihrem Fenster hinschliche; allein ein solcher Gedanke fiel Emilien nie bei, und hätte sie ihn gehabt, so würde sie ihn als unwahrscheinlich verworfen haben, weil die Gestalt die Gelegenheit zu sprechen, unbenutzt vorüber ließ, und sich sogar in dem Augenblick, wo sie redete, schnell entfernte.

Indem sie so nachsann, kommen zwei Schildwachen in eifrigem Gespräch den Wall herauf gegangen. Sie verstand aus einigen

Worten, daß einer ihrer Kameraden sinnlos zur Erde gefallen war. Bald darauf kamen drei andere Soldaten langsam von unten die Terrasse herauf, aber sie hörte nur von Zeit zu Zeit eine tiefe Stimme. So wie sie näher kommen fand sie, daß es die Stimme von dem war, der in der Mitte gieng, und wie es schien von seinen Kameraden unterstützt wurde. Sie rief ihnen aufs neue zu und fragte, was geschehen wäre. Sie standen still, | als sie ihre Stimme hörten und sahen herauf. Sie wiederholte ihre Frage und erhielt zur Antwort, daß Robert, ihr Kamerad ohnmächtig geworden sey, und daß sein Geschrei im Fallen einen falschen Lärm verursacht hätte.

»Hat er oft solche Anfälle?« sagte Emilie.

»Ja Signora«, erwiderte Robert, »aber bei dem was ich sah, hätte wohl der Pabst selbst in Ohnmacht fallen sollen.«

»Was war es denn?« fragte Emilie zitternd.

»Ich kann nicht sagen, was es war, oder was ich sah, oder wie es verschwand«, erwiderte der Soldat, dem bei der Erinnerung zu grauen schien.

»Habt ihr euch über die Person erschrocken, der ihr den Wall herunter nachgiengt« fragte Emilie, die ihr eignes Schrecken zu verbergen suchte.

»Person!« — rief Robert. »Es war der Teufel selbst, und dies ist nicht das erstemal, das ich ihn gesehn habe.«

»Wann habt ihr ihn denn schon gesehen«, sagte Emilie halb lächelnd. Sie fühlte einen zu nahen Antheil an dem Gespräch um es abzurechnen, so abgeschmackt es auch zu werden schien.

»Es mag ungefähr eine Woche her seyn, daß es auch hier anf dem Wall herum spukete.«

»Setztet ihr ihm denn nicht nach, als es floh?«

| »Nein Signora«, fieng ein anderer an. »Sebastian und ich waren zusammen auf der Wache, und es war alles so still, daß man hätte ein Mäuschen hören können, als plötzlich Sebastian rief: siehst du nichts? ich sehe mich um und mich dünkte, daß sich etwas bei den Kanonen bewegte, weil aber nur Sternenlicht war, konnte ich es nicht unterscheiden. Wir standen ganz still um es zu belauschen,

und sahen gleich darauf etwas längs der Schloßmauer aus gerade gegen über hinschleichen.«

»Warum ergriffet ihr es denn nicht?« rief ein Soldat, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte.

»Ja warum hieltet ihr es denn nicht fest«, fragte Robert.

»Schade, daß du nicht da warest«, antwortete Sebastian. »Du hättest es gewis bei der Kehle ergriffen, wenn es auch der Teufel selbst gewesen wäre. Wir mochten uns nicht solche Freiheit nehmen, weil wir nicht so genau mit ihm bekannt sind als du. Aber wie gesagt, es schlich sich so schnell vorüber, daß wir von unserer Bestürzung nicht zu uns selbst kommen konnten, ehe es fort war; und denn war es umsonst zu folgen. Wir hielten die ganze Nacht beständig Wache, sahen es aber nicht mehr. Den andern Morgen erzählten wirs unsern Kameraden, was wir gesehn hatten; allein sie wußten von nichts und lachten uns aus. Wir | haben seitdem immer aufgepaßt, haben es aber nicht wieder erblickt, bis diese Nacht.«

»Wo verlorst ihr es doch aus den Augen Freund?«

»Als ich auf die östliche Terrasse kam, sah ich etwas gleich einem Schatten in einiger Entfernung vor mir schweben. Als ich an die Ecke des Thurms kam, wo ich es den Augenblick zuvor gesehen hatte, war es verschwunden. Indem ich noch so da stand, hörte ich plötzlich einen Laut; — es war ein Laut, den ich nicht beschreiben kann. Es war weder ein Seufzer, noch ein Schrei noch etwas, das ich in meinem Leben gehört habe. Was nachher mit mir vorgegangen ist, weiß ich nicht, bis ich mich hier unter meinen Kameraden fand.«

»Kommt« sagte Sebastian, »laßt uns auf unsern Posten eilen — der Mond geht schon unter. Gute Nacht Fräulein.« »Die heilige Mutter nehme euch in ihren Schutz«, sagte Emilie, indem sie das Fenster zumachte. Ihre Einbildungskraft war erhitzt, ohne daß ihr Urtheil berichtigt war, und die Schrecken des Aberglaubens bemächtigten sich ihrer aufs neue.

Viertes Kapitel

Den andern Morgen fand Emilie Madame Montoni beinahe in demselben Zustande als den Abend zuvor. Sie hatte wenig geschlafen und der kurze Schlummer hatte sie nicht erfrischt: sie lächelte ihre Nichte an, und schien sich über ihre Gegenwart zu freuen, sprach aber nur wenig und vermied Montoni zu nennen. Er kam bald nachher ins Zimmer, allein seine Frau schien sehr unruhig zu werden, als sie hörte, daß er da wäre. Sie beobachtete ein tiefes Stillschweigen bis Emilie von dem Stuhle an ihrem Bette aufstand, worauf sie mit schwacher Stimme bat, sie nicht zu verlassen.

Montoni kam nicht um seine sterbende Frau zu besänftigen, zu trösten, oder um Verzeihung zu bitten, sondern um noch einen letzten Versuch zu machen, sie zu der Unterschrift zu bewegen, wodurch ihre Güter in Languedoc nach ihrem Tode auf ihn und nicht auf | Emilien fallen sollten. Es war ein Auftritt, der von seiner Seite seine gewöhnliche Unmenschlichkeit und von Seiten der Madame Montoni einen hartnäckigen Geist, mit einem schwachen Körper kämpfend, zeigte. Emilie erklärte zu wiederholtenmalen ihre Bereitwilligkeit, lieber alle Ansprüche auf diese Güter aufzugeben, als die letzten Stunden ihrer Tante beunruhigen zu lassen. Montoni verließ indessen das Zimmer nicht eher, bis seine Frau, durch den hartnäckigen Streit erschöpft, in Ohnmacht sank. Sie lag so lang fühllos, daß Emilie zu fürchten anfieng, der Funken des Lebens möchte erloschen seyn. Endlich erwachte sie wieder, richtete einen matten Blick auf ihre Nichte, deren Thränen auf sie herabfielen und versuchte zu sprechen, allein ihre Worte waren unverständlich, und Emilie fürchtete wieder, sie sterben zu sehn. Sie bekam indeß die Sprache wieder, und nachdem sie sich durch einen Trank gestärkt hatte, sprach sie deutlich und bestimmt über ihre Güter in Frankreich. Sie sagte ihrer Nichte, wo sie einige Papiere, die sie bisher vor Montoni versteckt hatte, finden könnte, und schärfte ihr ernstlich ein, diese Papiere nie aus den Händen zu geben.

Bald nach diesem Gespräch sank sie in einen Schlummer, worin sie bis Abends blieb, und dann sichtlich gestärkt erwachte. Emilie verließ sie keinen Augenblick bis lange nach Mitternacht, und würde auch dann das Zimmer nicht verlassen haben, wenn ihre Tante nicht ausdrücklich darauf bestanden hätte, daß sie sich zur | Ruhe legen sollte. Sie gehorchte um so williger, da ihre Kranke sich besser zu befinden schien; sie hinterließ Annetten denselben Auftrag als den Abend zuvor, und zog sich in ihr Zimmer zurück. Aber ihre Lebensgeister waren wach und rege, und da sie es unmöglich fand, zu schlafen, beschloß sie noch einmal, auf die geheimnisvolle Erscheinung zu warten, die sie so sehr beschäftigte und beunruhigte.

Es war um die zweite Nachtwache, um dieselbe Zeit, wo die Gestalt zu erscheinen pflegte. Emilie hörte die Soldaten einander ablösen und als alles wiederum still war, nahm sie ihren Platz am Fenster ein, und stellte das Licht bey Seite, um nicht von aussen bemerkt zu werden. Der Mond schien nur schwach und oft trat eine Wolke vor, die alles in Dunkelheit setzte. In einem dieser finstern Augenblicke sah sie eine kleine Flamme in einiger Entfernung auf der Terrasse sich hin und her bewegen. Indem sie hinsah, verschwand das Flämmchen und da der Mond wider hinter den schweren Gewitterwolken hervorgieng, richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf den Himmel, wo blaue Blitze von Wolke zu Wolke drangen und still auf die Wälder unten flammten. Zuzeiten öffnete eine Wolke ihr Licht auf einen fernen Berg, und während der plötzliche Glanz alle Spalten der Wälder und Berge erhellte, lag die übrige Gegend in tiefen Schatten gehüllt: Dann wieder erschien das Schloß mit all' seinen Thürmen, dicken Mauern und hohen Fenstern, und verschwand in demselben Augenblick.

| Emilie sah wieder auf den Wall, und erblickte von neuem das Flämmchen; es bewegte sich inwärts und bald darauf glaubte sie einen Fußtritt zu hören. Plötzlich aber fieng der Donner an zwischen den Bergen zu grunzen, die immer dicker sich thürmenden Wolken verbargen den Mond und ihre röthliche Schwefelfarbe schien ein heftiges Gewitter zu verkündigen. Mit einem male erschütterte

ein heftiger Schlag das ganze Schloß bis in seine Festen; mitten unter dem Aufruhr des Sturms hörte sie eine Stimme; die Thüre ihres Zimmers wurde aufgerissen und Annette trat mit wildem Gesicht herein.

»Die Signora stirbt!« rief sie.

Emilie sprang auf und eilte in Madame Montonis Zimmer. Ihre Tante schien in Ohnmacht zu liegen, sie war still und fühllos. Emilie wandte mit einer Stärke der Seele, die dem Schmerz allen Eingang verschloß, solange eine höhere Pflicht ihre Thätigkeit aufrief, alle Mittel an, sie wieder ins Leben zu rufen. Allein der letzte Kampf war vorüber; sie war für immer dahin!

Als Emilie fand, daß alle Bemühungen vergebens waren, befragte sie die erstorbne Annette, und hörte, daß Madame Montoni gleich nach ihrem Fortgehn in einen Schlummer gefallen war, worin sie bis wenig Minuten vor ihrem Tode blieb.

| »Ich konnte nicht begreifen«, sagte Annette, »warum die Signora sich gar nicht über den Donner zu erschrecken schien, und gieng oft ans Bette um mit ihr zu sprechen; allein sie schien zu schlafen, bis ich sie auf einmal röcheln hörte.«

Emilie vergos Thränen bei dieser Erzählung. Sie zweifelte nicht, daß die heftige Veränderung in der Luft diese traurige Catastrophe beschleunigt hätte.

Nach einiger Ueberlegung beschloß sie Montoni von diesem Vorfall erst am andern Morgen Nachricht zu geben; sie fürchtete, daß er vielleicht einige fühllose Ausdrücke äussern möchte, die sie in der gegenwärtigen Meinung ihres Gemüths nicht würde tragen können. Sie verrichtete mit Annetten allein, die sie durch ihr Beispiel ermunterte, einige der letzten feierlichen Pflichten für die Todte, und zwang sich, die Nacht über bei dem Körper der Verstorbenen zu wachen. In diesen schauerlichen Stunden, noch schauerlicher gemacht durch den furchtbaren Sturm, der die Luft erschütterte, richtete sie oft ihre Gebethe um Schutz und Unterstützung zum Himmel, und gewiß fand ihr frommes Flehn Erhörung bei dem Gott der Liebe und des Trostes.

Fünftes Kapitel

Als Montoni den Tod seiner Frau erfuhr und bedachte, daß sie aus der Welt gegangen war, ohne die zur Erfüllung seiner Wünsche so nöthige Unterschrift zu geben, konnte kein Gefühl von Anstand die Ausbrüche seiner Empfindlichkeit im Zaume halten. Emilie vermied ängstlich seine Gegenwart und wachte zwei Tage und Nächte lang beinahe ununterbrochen bei der Leiche ihrer Tante. Das unglückliche Schicksal dieser Armen machte einen tiefen Eindruck auf ihr Herz; sie vergas alle ihre Fehler, ihr ungerechtes, herschsüchtiges Betragen gegen sie selbst, und erinnerte sich nur mit zärtlichem Mitleid ihrer Leiden.

Montoni störte ihre frommen Sorgen nicht; er vermied nicht nur das Zimmer, wo die Ueberreste seines Weibes lagen, sondern auch den ganzen Flügel des Schlosses, gleichsam als hätte er Ansteckung im Tode | gefürchtet. Er schien keine Veranstaltung wegen der Leiche zu treffen, und Emilie fürchtete, daß er dem Gedächtnis ihrer Tante eine neue Schmach zufügen wollte, als am Abend des zweiten Tags Annette ihr sagte, daß das Begräbnis die folgende Nacht vor sich gehn würde.

Sie konnte sicher darauf rechnen, daß Montoni die Leiche nicht begleiten würde, und es war ihr so schmerzhaft zu denken, daß die Ueberreste ihrer unglücklichen Tante, ohne Freund oder Verwandten in das Grab hinab gleiten sollten, daß sie beschloß, sich durch keine Rücksicht abhalten zu lassen, ihr selbst diese letzte traurige Pflicht zu leisten. Gewis wäre sie sonst zurückgeschauert vor dem Gedanken, in das kalte Gewölbe zu folgen, wohin die Leiche um die stille Stunde der Mitternacht durch Menschen sollte getragen werden, die ihr Gesicht und Betragen zu Mördern stempelte.

Schauernd von Regungen des Schmerzes und Schreckens legte Emilie mit Annetten den Körper zum Begräbnis zurechte. Sie hüllten die Todte in Leinewand, bedeckten sie mit einem Totenkittel und wachten bis nach Mitternacht, wo sie die Fustritte der

Männer herannahen hörten, die sie in ihr Bett von Erde legen sollten. Emilie konnte kaum ihre Bewegung unterdrücken, als die Thüre aufgerissen wurde und sie beim Schimmer der Fackeln, die sie trugen, ihre düstern Gesichter sah. Zwei von ihnen nahmen ohne zu sprechen | den Leichnam auf die Schultern, während die andern mit dem Lichte voran giengen, und stiegen durch das Schloß zu dem Grabe hinab, das im untern Gewölbe der Kapelle innerhalb der Schloßmauern lag.

Sie mußten zwei Höfe nach dem östlichen Flügel des Schlosses durchkreuzen, der an die Kapelle sties und eben so verfallen war als diese; allein die Stille und Dunkelheit dieser Höfe machte jetzt wenig Eindruck auf Emiliens Seele, die mit noch traurigern Vorstellungen erfüllt war. Sie hörte kaum das tiefe, Unheil verkündende Gekrächze der Nachtvögel, die zwischen den mit Epheu bewachsenen Zinnen der Ruinen hausten, und nahm kaum das Flattern der Fledermäuse wahr, die häufig über ihren Weg kreuzten. Als sie aber die Kapelle betreten hatte, und zwischen den modernden Pfeilern der Säulen hingeschlichen war, standen die Träger bei einer Treppe still, die zu einer tief gewölbten Thüre führte, und nachdem der eine herabgestiegen war, sie zu öffnen, sah sie den dunkeln Abgrund unten — sah den Leichnam ihrer Tante die Stufen herabtragen und unten die Gestalt des Banditen ähnlichen Menschen, der mit einer Fackel da stand, sie zu empfangen — alle ihre Stärke verschwand im Gefühl unnennbaren Schmerzens und Entsetzens. Sie stützte sich auf Annetten, die kalt und zitternd neben ihr stand, und weilte solange auf den obern Stufen der Treppe, daß der Schimmer der Fackel vor den Pfeilern der Kapelle schwand, und sie die Männer beinahe aus dem Gesichte verlor. Dann | erweckte die Dunkelheit um sie her andre Besorgnisse, das Gefühl von dem, was sie für Pflicht hielt, überwand ihren Widerwillen, und sie stieg in das Gewölbe herab, indem sie dem Echo der Fustritte und den schwachen Strahlen folgte, die durch die Dunkelheit drangen, bis das Knarren einer fernen Thüre, die geöffnet wurde um den Körper zu empfangen, sie aufs neue schreckte.

Endlich betrat sie das Gewölbe, sah zwischen den Bogen in einiger Entfernung den Leichnam neben einem ofnen Sarge niederlegen, wo ein Priester stand, den sie nicht eher bemerkte bis er den Leichensermon anfieng. Sie schlug die Augen auf, und erblickte die ehrwürdige Gestalt des Mönchs, und hörte ihn mit tiefer Stimme, eben so feierlich als rührend, die Messe für den Todten lesen.

Die Scene, wie sie den todten Körper in die Gruft senkten, könnte nur der dunkle Pinsel eines Dommenichino darstellen. In sanftem Abstich gegen die rauhen Züge und wilde Kleidung der Condottieri, die ihre Fackeln über das Grab senkten, stand die ehrwürdige Gestalt des Mönches, in ein langes schwarzes Gewand gehüllt; seine Caputze von dem bleichen Gesicht zurückgeschlagen, auf welchem das schimmernde Licht die Züge tiefen Kammers durch Mitleid gesänftigt, und die wenigen grauen Locken zeigte, welche die Zeit noch auf seinen Schläfen verschont hatte. Neben ihm stand Emiliens sanfte Gestalt, auf Annetten gelehnt; | ihr Gesicht halb abgewandt, und von einem dünnen Schleier beschattet, der über die Schultern herabfiel; ihr sanftes, schönes Gesicht in starren Schmerz, welcher keine Thränen zuließ, versunken, während sie so frühzeitig ihre letzte Verwandte und Freundin in die Erde senken sah. Der Schimmer, der zwischen die Bogen des Gewölbes fiel, wo der aufgerissene Grund die Stellen bezeichnete, wo kürzlich andre Leichen begraben waren, und die Dunkelheit, die das Ganze einhüllte, konnten allein schon die Einbildungskraft des Zuschauers auf noch schrecklichere Gegenstände leiten, als die Scene war, die das Begräbnis der unglücklichen irre geleiteten Madame Montoni darstellte.

Nach geendigtem Sermon betrachtete der Mönch Emilien mit aufmerksamer Befremdung und sah sie an, als wünschte er mit ihr zu sprechen; allein die Gegenwart der Condottieri, hielt ihn zurück. Sie ergossen sich in Scherzen über seinen heiligen Orden, die Emilien mit Abscheu und Unwillen erfüllten, die er aber stillschweigend ertrug, und nur bat, daß man ihn sicher nach seinem Kloster zurückführen mögte. Als sie den Hof erreichten, gab ihr

der Mönch seinen Segen und wandte sich mit einem lange auf ihrem Gesichte verweilenden Blicke des Mitleids hinweg nach dem Portal, wohin einer der Männer ihm leuchtete. Annette nahm einem andern die Fackel ab und gieng vor Emilien her in ihr Zimmer. Die Erscheinung des Mönchs und der Ausdruck zärtlichen Mitleids, womit | er sie betrachtet hatte, ließ einen tiefen Eindruck bei Emilien zurück; allein sie kannte ihn nicht, und auch Annette konnte nichts weiter von ihm sagen, als daß er zu einem Kloster, einige Meilen weit zwischen den Bergen gehöre.

Emilie brachte einige Tage in gänzlicher Abgeschiedenheit und in einem Zustande der Angst für sich selbst und des Schmerzens um ihre Tante hin. Endlich beschloß sie noch einen Versuch zu machen Montoni zur Einwilligung in ihre Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Sie konnte nicht begreifen, warum er sie zurückzuhalten suchte; allein es war nur zu gewis, daß er es that, und die durchaus abschlägige Antwort, die er ihr vorhin erteilt hatte, ließ ihr wenig Hofnung, daß er nunmehr einwilligen würde. Sie verschob aus Furcht vor seiner Gegenwart die Erwähnung ihrer Bitte von Tage zu Tage und mußte erst durch eine Botschaft von ihm aus ihrer Unthätigkeit geweckt werden. Sie fieng an zu hoffen, daß er jetzt, da ihre Tante nicht mehr lebte, ihr die Freiheit wieder geben wollte, bis sie sich besann, daß die Güter, die so viel Unheil veranlaßt hatten, jetzt ihr gehörten; sie fürchtete nun, daß er irgend einen listigen Plan im Schilde führte, und daß er sie gefangen halten würde, bis es ihm gelänge. Dieser Gedanke statt sie niederzudrücken, weckte ihre schlummernde Stärke auf und sie beschloß, das Vermögen, welches sie willig würde hingegeben haben, um ihrer Tante Ruhe zu sichern, sich jetzt durch keine Gewalt abdringen zu lassen. Auch um Valancourts willen beschloß sie diese Güter zu bewahren, da sie ihnen ein gemächliches Auskommen für die Zukunft sichern mußten. Bei diesen Gedanken brach sie in Thränen der Rührung aus und genos im voraus das Entzücken des Augenblicks, wo sie mit zärtlicher Hingebung ihm sagen konnte daß sie die seinige sey. Sie sah das Lächeln, das seine Züge erhellte, den zärtlichen Dank,

der aus seinen Blicken sprach, und glaubte in diesem Augenblick allem Leiden Trotz bieten zu können, das Montonis Bosheit ihr zu bereiten im Stande war. Sie erinnerte sich nun zum erstenmal nach ihrer Tante Tode an die Papiere über die bestrittenen Güter, und nahm sich vor, sie zu suchen, so bald sie von Montoni zurückkommen würde.

Sie fand Orsino mit noch einem andern Officier bei ihm; beide standen um einen Tisch voll Papiere, die er zu untersuchen schien.

»Ich ließ sie holen, Emilie«, sagte Montoni, indem er den Kopf aufrichtete, »damit Sie als Zeugin, bei einem Geschäfte, das ich mit meinem Freund Orsino abzumachen habe, gegenwärtig seyn sollten. Ich verlange weiter nichts von Ihnen als daß Sie Ihren Namen unter dies Papier schreiben.« Er nahm hierauf ein Papier in die Hand, überlaß unverständlich einige Zeilen, und reichte ihr eine Feder hin. Sie nahm sie und war im Begrif zu schreiben, als Montonis Absicht ihr wie ein Blitz durch die Seele fuhr. Sie zitterte, ließ die Feder fallen und weigerte sich zu unterschreiben, was sie nicht gelesen hätte. Montoni that als lachte er über ihre Bedenklichkeiten, nahm das Papier wieder hin und stellte sich aufs neue als wenn er läse: allein Emilie die ihre Gefahr einsah und erstaunte daß ihre Leichtgläubigkeit sie beinahe in die Falle gestürzt hätte, weigerte sich durchaus irgend ein Papier zu unterschreiben. Montoni fuhr noch eine Weile fort, sie zu verspotten, als er aber aus ihrer standhaften Weigerung sah, daß sie seine Absicht merkte, stimmte er einen andern Ton an und bat sie, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. Hier sagte er ihr daß er gewünscht hätte, sich selbst so wohl als ihr einen unnützen Streit über eine Sache zu ersparen, wo sein Wille rechtmäßig wäre, und Gebot für sie seyn sollte; er hätte deswegen gesucht, sie lieber zur Erfüllung ihrer Schuldigkeit zu überreden als zu zwingen.

»Als Gemahl der verstorbenen Signora Montoni«, setzte er hinzu, »bin ich der Erbe von allem was sie besitzt; folglich können die Güter, die sie mir zu ihren Lebzeiten verweigerte, mir jetzt nicht länger entzogen werden; ich wollte Sie um ihrer selbst willen,

wegen einer thörichtigen Rede, die sie einmal in Ihrer Gegenwart führte, daß nämlich diese Güter Ihnen zufielen, wenn sie stürbe, ohne sie mir zu verschreiben, aus dem Irrthum ziehn. Ich weiß daß Sie mehr Verstand besitzen, als die meisten ihres Geschlechts und zweifle | also nicht, daß Sie freiwillig nachgeben werden, da Widerstand nichts helfen würde. Sie sind gewiß über eitlen Hang nach weltlichen Gütern, und über Eigennutz hinaus, als daß Sie nach etwas streben sollten, worauf Sie kein Recht haben. — Indeß«, fuhr er fort, als er sah daß sie stille schweg — »muß ich Ihnen doch kund thun, welche Wahl Sie haben. Wenn Sie sich in dieser Sache betragen, wie es recht und vernünftig ist, so werde ich Sie in kurzem sicher nach Frankreich zurückschicken; sollten Sie aber auf dem irrigen Wahne der Signora bestehn, so bleiben Sie meine Gefangne, bis Sie sich eines bessern besinnen.«

Emilie antwortete ruhig.

»Ich bin nicht so unerfahren in den Rechten, Signor, daß ich mich durch irgend eine Behauptung sollte irre machen lassen. Das Gesetz spricht mir in dem gegenwärtigen Falle die Güter meiner Tante zu, und meine eigne Hand soll mich nie darum bringen.«

»Ich habe mich in meiner Meinung von Ihnen geirrt«, erwiderte Montoni mürrisch. »Sie sprechen dreist und zuversichtlich über eine Sache die Sie nicht verstehn. Wenn Sie auf diesem Tone beharren, so haben Sie alles von meiner Gerechtigkeit zu fürchten.«

»Von Ihrer *Gerechtigkeit* Signor«, erwiderte Emilie, »kann ich nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen haben.«

| Montoni sah sie verdrießlich an, und schien zu überlegen was er sagen wollte. »Ich sehe, daß Sie schwach genug sind«, fieng er wieder an — »den Reden Ihrer Tante Glauben beizumessen. Es thut mir um Ihrentwillen leid; für mich hat es wenig zu bedeuten; Ihre Leichtgläubigkeit kann nur üble Folgen für Sie selbst haben, und ich bedaure daß Sie mich zwingen, hart mit Ihnen zu verfahren.«

»Sie werden vielleicht finden, Signor«, sagte Emilie mit sanfter Würde, »daß die Stärke meiner Seele der Gerechtigkeit meiner Sache gleich ist, und daß ich mit Standhaftigkeit dulden kann.«

»Sie sprechen wie eine Heldin«, sagte Montoni; »wir werden sehn, ob Sie auch als eine Heldin leiden können.«

Emilie schwieg und verließ das Zimmer.

Bey dem Gedanken, daß sie um Valancourts willen diesen Widerstand geleistet hatte, lächelte sie zufrieden über das angedrohte Leiden. Sie gieng nach dem Orte, den ihre Tante ihr bezeichnet hatte, und fand wirklich die Papiere daselbst. Weil sie aber keinen beßern Ort sie aufzubewahren wußte, legte sie sie wieder hin, ohne den Inhalt zu untersuchen, denn sie fürchtete, beim Durchlesen überrascht zu werden.

| Sie gieng noch einmal in ihr einsames Zimmer zurück, und dachte aufs neue an ihr Gespräch mit Montoni und an das Leiden, das ihr vielleicht bevor stehen könnte. Allein seine Gewalt schien ihrer Einbildungskraft nicht so furchtbar als sonst; ein heiliger Stolz war in ihrem Herzen und lehrte sie, sich gegen den Druck der Ungerechtigkeit zu empören; sie fand beinahe einen Ruhm darinn um Valancourts willen zu leiden. Zum erstenmal fühlte sie ihr ganzes Uebergewicht über Montoni, und verachtete die Gewalt, die sie bis dahin nur gefürchtet hatte.

Indem sie so nachsinnend da sas, erschallte ein Gelächter von der Terrasse, sie gieng ans Fenster und sah zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen drei Damen nach Venedischer Art geputzt, mit verschiedenen Herren unten gehen. Sie vergas sich so sehr, daß sie ohne darauf zu achten, ob man sie bemerkte, am Fenster blieb, bis der Zug näher kam. Eine von den Fremden sah herauf und sie erkannte die Züge der Signora Livona, deren Betragen sie in Venedig so sehr bezaubert hatte. Diese Entdeckung verursachte ihr doppelte Freude; es war kein geringer Trost für sie eine Person von so sanften Sitten, und gutem Character in ihrer Nähe zu wissen; doch hatte ihre Erscheinung in diesem Schlosse unter den jetzigen Umständen etwas so sonderbares — und daß sie aus freiem Willen hier war, beweis ihre Munterkeit — daß ein sehr peinlicher Zweifel wegen ihres Characters, in Emilien aufstieg. Allein der Gedanke | war ihr so unangenehm und schien ihr so unwarscheinlich, wenn

sie sich an das liebenswürdige Betragen der Signora erinnerte, daß sie ihn gleich wieder aufgab.

So bald Annette erschien, erkundigte sie sich näher, und erfuhr, daß die Damen so eben mit zwei Herren von Venedig angekommen wären.

»Vielleicht hat man sie gefangen genommen?« fragte Emilie. »Gefangen«, rief Annette — »Gott behüte, sie sind lustig und guter Dinge. Ich erinnere mich ihrer noch recht gut von Venedig her. Die Signora Livona kam ein paarmal zu uns, wie Sie noch wissen werden, und es hies damals, daß der Signor sich mehr aus ihr machte als er sollte. Warum brauchte er sie auch sonst zu meiner gnädigen Frau zu bringen.«

Emilie trug ihr auf, sich ein wenig auf Kundschaft wegen dieser Damen zu legen, und suchte nun das Gefühl ihres eignen Kummers in den idealischen Welten des Dichters zu vergessen; allein sie fand wiederum Ursach, den unwiderstehlichen Einfluß der Umstände auf den Geschmack und die Kräfte der Seele zu beklagen; sie fand, daß selbst zu einem reinen geistigen Genusse ein ruhiger Geist erfordert wird. Die Begeisterung des Genies mit allen gemalten Gegenständen, schien ihr jetzt kalt und trübe. Sie rief unwillkürlich aus, indem sie das Buch betrachtete: sind dies wirklich noch dieselben Stellen, die mich so oft entzückten. Wo lag der Zauber? In meiner Seele oder in der Einbildungskraft des Dichters? — Er herrschte in beiden, fuhr sie fort: aber das Feuer des Dichters ist umsonst, wenn die Seele seines Lesers, steht sie auch an Kräften unter ihm, nicht wenigstens der seinigen gleich gestimmt ist.

Emilie würde diese Reihe von Gedanken noch lange fortgesetzt haben, weil sie dadurch von schmerzhaften Betrachtungen abgelenkt wurde; allein sie fand aufs neue, daß die Gedanken sich nicht zwingen lassen — die ihrigen kehrten wieder zu ihrer eigenen Lage zurück.

Da sie sich des Abends nicht auf dem Wall herunter zu gehen traute, um nicht dem Angaffen von Montonis rohen Gefährten ausgesetzt zu seyn, so pflegte sie um Luft zu schöpfen, in der

Gallerie an ihrem Zimmer auf und abzugehn. Sie hörte hier in der Ferne Töne der Fröhlichkeit und des Gelächters. Es war mehr ein wilder Lärm als gesellige Fröhlichkeit und schien aus der Gegend des Schlosses zu kommen, die Montoni bewohnte. Eine solche Ausgelassenheit, wenige Tage nach dem Tode ihrer Tante, machte einen verhaßten Eindruck auf sie, so wenig es sie auch von Montoni befremden konnte.

Sie glaubte weibliche Stimmen in dem Gelächter zu erkennen, und ihre ärgsten Vermutungen über die Signora Livona und ihre Gefährten, wurden dadurch bestätigt. Es war sichtlich, daß sie nicht aus Zwang gekommen waren, und sie sah sich in den fernen Wildnissen der Apenninen, von Männern, die sie für nichts bessers als Banditen halten konnte, und ihren nicht minder abscheulichen Gefährtinnen umgeben zwischen Scenen des Lasters, wovor ihre Seele zurückbebte. In diesem Augenblicke, wo die Scenen der Gegenwart und Zukunft vor ihre Einbildungskraft traten, verlor Valancourts Bild seinen Einfluß und ihr Entschluß wurde aufs neue erschüttert. Sie glaubte alle Schrecknisse zu sehn, die Montoni ihr bereitete, und schauderte zurück vor der Rache, die er ohne Gewissensbisse, zu nehmen im Stande war. Sie beschloß beinahe, wenn er sie noch einmal auffodern sollte, die streitigen Güter ohne Widerstand heraus zu geben, um Freiheit und Sicherheit wieder zu gewinnen; dann aber schlich sich die Erinnerung an Valancourt wieder herbei und stürzte sie in Verwirrung und Zweifel.

Sie blieb in der Gallerie bis der Abend sein melancholisches Zweilicht durch die gemalten Fenster warf, und die Dunkelheit des eichenen Tafelwerks um sie her vertiefte — die ferne Aussicht auf den Corridor war schon so verdunkelt, daß sie nur noch das schimmernde Fenster am Ende desselben sah.

Durch die gewölbten Hallen und Gänge unten ertönte von Zeit zu Zeit der Nachklang eines schallenden Gelächters, und machte die darauf folgende Stille nur noch schauerlicher. Doch schritt Emilie, die nicht gerne in ihr einsames Zimmer zurückgehn wollte, ehe Annette wieder gekommen war, noch immer die

Gallerie auf und ab. Indem sie die Thüre des Zimmers vorbei gieng, wo sie einmal den Schleier, der einen so schrecklichen Anblick verbarg, aufzuheben gewagt hatte, wurde ihr diese Erinnerung aufs neue gegenwärtig. Sie wurde ihr noch schrecklicher, wenn sie an Montonis letztes Betragen dachte, und sie eilte die Gallerie zu verlassen, so lange sie noch Kraft dazu hatte, als sie eilig etwas hinter sich herkommen hörte. — Sie konnte es für Annetten halten, allein indem sie halb furchtsam sich umseh, erblickte sie durch die Dunkelheit eine lange Gestalt hinter sich und alle Schrecken jenes Zimmers drangen vor ihre Seele. Gleich darauf fand sie sich von jemand's Armen umschlossen und hörte eine tiefe Stimme in ihr Ohr murmeln.

So bald sie zu sprechen oder artikulierte Töne zu unterscheiden im Stande war, fragte sie, wer sie aufhielte.

»Ich bin es«, erwiederte die Stimme. »Warum erschrecken Sie sich?«

Sie sah dem Unbekannten ins Gesicht, konnte aber bei dem schwachen Licht seine Züge nicht erkennen.

| »Wer Sie auch sind«, sagte Emilie, mit zitternder Stimme, »um des Himmels willen lassen Sie mich gehn.«

»Meine reizende Emilie, warum wollen Sie sich in diesem finstern Winkel einschließen, da unten alles voll Lust und Freude ist? Kommen Sie mit mir in den Saal, wo Sie die schönste Zierde der Gesellschaft seyn werden. Sie sollen den Tausch gewis nicht bereuen.«

Emilie verachtete, zu antworten und suchte stillschweigend sich loszumachen.

»Versprechen Sie mir zu kommen«, fuhr er fort, »so will ich Sie sogleich loslassen, aber erst müssen Sie mir meine Belohnung geben.«

»Wer sind Sie«, fragte Emilie mit einem Tone, worinn sich Furcht und Unwillen mischten, »wer sind Sie, daß Sie meiner so grausam spotten!«

»Warum nennen Sie mich grausam? Ich wollte Sie aus dieser

traurigen Einsamkeit zu einem fröhlichen Orte führen. Kennen Sie mich nicht?«

Emilie erinnerte sich nun an einen von den Officieren, die bei Montoni waren, als sie eines Morgens zu ihm kam. »Ich danke Ihnen für Ihre gütige Absicht«, sagte sie, ohne zu thun, als wenn sie ihn | verstände, »aber ich wünsche nichts mehr als daß Sie mich mir selbst überlassen.«

»Reitzende Emilie«, sagte er, »lassen Sie diese thörigste Grille der Einsamkeit fahren, und kommen Sie mit mir zu der Gesellschaft, wo Sie die andern Schönheiten verdunkeln werden. Sie, nur Sie allein sind meiner Liebe werth!«

Er wollte ihr die Hand küssen, allein ihr Unwille machte sie stark genug, sich loszureißen und nach ihrem Zimmer zu fliehn. Sie machte die Thüre hinter sich zu, ehe er sie erreichte, und sank ermattet in einen Stuhl, ohne daß sie die Kraft hatte, sich aufzurichten, als sie seine Stimme und seine Versuche die Thüre zu öffnen hörte. Endlich merkte sie daß er fortgieng, und faßte wieder Muth als ihr plötzlich befiel, daß er vielleicht durch die Thüre zu der geheimen Wendeltreppe, die nur von aussen verriegelt war, herein kommen könnte. Sie gab sich alle Mühe, diese Thüre so wie ehemals zu verwahren. Es schien ihr, daß Montoni seinen Plan der Rache schon angefangen hätte, da er ihr seinen Schutz entzog, und sie bereute ihre Unbesonnenheit, der Macht eines solchen Mannes getrotzt zu haben. Es schien ihr nun durchaus unmöglich, sich im Besitz der Güter zu erhalten, und sie beschloß zur Rettung ihres Lebens, ja vielleicht ihrer Ehre, wenn sie nur diese Nacht glücklich überstände, alle Ansprüche | auf das Vermögen ihrer Tante aufzugeben, um nur aus diesem Schlosse fortzukommen.

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde sie ruhiger, obwohl sie noch immer ängstlich lauschte, und oft bei einem eingebildeten Geräusch zusammenfuhr.

Sie hatte schon einige Stunden im Finstern gesessen; Annette erschien noch immer nicht und sie fieng an, ernstlich für das Mädchen zu fürchten; da sie sich aber nicht in das Schloß herunter

wagte, mußte sie in ihrer Ungewisheit bleiben. Oft schlich sie sich an die Thüre der Wendeltreppe um zu horchen, ob kein Fustritt heran nahete; alles blieb still, doch beschloß sie, die Nacht über zu wachen und warf sich noch einmal auf ihr dunkles einsames Lager, daß sie mit ihren unschuldigen Thränen badete. Sie dachte an ihre abgeschiedene Verwandte, an den abwesenden Valancourt und rief sie oft bei Namen — die tiefe Stille um sie her, begünstigte ihre schwermüthigen Träumereien.

Indem sie so da lag, drangen plötzlich die Töne ferner Musik in ihr Ohr; sie horchte aufmerksam und da sie dasselbe Instrument zu erkennen glaubte, das sie vormals um Mitternacht gehört hatte, stand sie auf und schlich leise ans Fenster, zu welchen die Töne aus einem tiefen Zimmer herauf zu dringen schienen.

| Nach wenig Minuten wurde die sanfte Melodie von einer innig bewegten Stimme begleitet, die mehr als eingebildete Leiden zu klagen schien. Es däuchte sie, den süßen, ausgezeichneten Klang schon einmal gehört zu haben, doch war dieß, wenn nicht Phantasie, gewis nur schwache Erinnerung. Es schlich sich bei der gegenwärtigen Quaal ihrer Seele, wie eine Himmelsmelodie in ihr geängstetes Herz.

Aber in welche Bewegung gerieth sie, als sie mit dem Geschmack und der Einfachheit wahren Gefühls eine von den Volksmelodien ihres Vaterlandes erkannte — auf die sie als Kind so oft mit Entzücken gehorcht, die sie so oft von ihrem Vater wiederholen hörte! — Ihr Herz schmolz bei diesen wohlbekanntenen Tönen, die sie ausserhalb ihrem Lande zum erstenmal wieder vernahm, das Gedächtnis vergangener Zeiten kehrte wehmütig zurück. Die anmuthigen, friedlichen Gefilde Gasconiens, die Güte und Zärtlichkeit ihrer Eltern, die Einfalt ihres frühern Lebens — alle diese Vorstellungen traten vor ihre Seele, und bildeten ein so süßes, glühendes Gemälde, so verschieden von den Gegenständen, Characteren und Gefahren, die sie jetzt umringten, daß sie den Rückblick nicht tragen konnte, und unter der Bitterkeit ihres Leidens erlag.

Ihre Seufzer wurden tief und krampfhaft; sie vermochte die Melodie nicht länger zu hören, die sie so oft in süße Ruhe gewiegt hatte, und zog sich vom | Fenster in einen fernen Winkel des Zimmers zurück. Allein auch hierher drang die Musik; sie hörte das Zeitmaas verändern und die folgende Arie lockte sie wieder ans Fenster, denn sie erkannte sie sogleich für die nämliche, die sie einmal in dem Fischerhäuschen in Gasconien hörte. Diese Arie, deren Urheber ihr damals ein Geheimniß war, hatte einen so tiefen Eindruck zurückgelassen, daß sie nie ganz aus ihrem Gedächtniß geschwunden war; und die Art des Vortrags machte es ihr gewis, so unerklärlich das auch schien, daß es die nämliche Stimme sey. Ihre Verwundrung machte bald andern Regungen Platz; wie ein Blitzstrahl schoß ein Gedanke in ihr Herz, der ein Gefolge von Hofnungen mit führte, die alle ihre Lebensgeister neu beseelten. Doch waren diese Hofnungen so neu, so unerwartet, so kühn, daß sie ihnen nicht zu trauen wagte, wiewohl sie eben so wenig den Muth hatte, sie fahren zu lassen. Athemlos, überwältigt von abwechselnden Regungen der Hofnung und Furcht, setzte sie sich am Fenster nieder, stand wieder auf, bog sich heraus, um den Ton näher zu haschen, horchte, zweifelte und glaubte, rief leise den Namen Valancourt und sank wieder in den Stuhl zurück.

Freude, Furcht und Zärtlichkeit kämpften in ihrem Herzen — sie wurde nicht müde, auf die Töne zu lauschen, aber auf einmal verstummten Stimme und Instrument.

| Sie gieng einen Augenblick mit sich selbst zu Rathe, ob sie es wagen sollte zu sprechen; zu ängstlich, um seinen Namen zu nennen, und doch zu sehr interessirt um die Gelegenheit zu verscherzen, fragte sie nur aus dem Fenster. »Ist das ein Gesang aus Gasconien?« Ihr begieriges Warten wurde durch keine Antwort gelohnt, alles blieb still. Ihre Ungeduld stieg mit ihrer Furcht; sie wiederholte die Frage, hörte aber keinen Laut ausser dem Pfeifen des Windes zwischen den Zinnen der Thürme. Sie suchte sich mit dem Gedanken zu trösten daß der Fremde, wer er auch sey, fortgegangen wäre, ehe er ihre Stimme gehört hätte; doch war es möglich,

daß er aus Klugheit sich zurückhielt. Diese Betrachtung veränderte auf einmal ihre Hofnung und Freude in Schrecken und Schmerz. Denn nur zu wahrscheinlich war Valancourt, wenn er es war, als Gefangner hier. Vielleicht war er mit einigen seiner Landsleute, die in den Kriegen des Landes dienten, auf einem Versuche zu ihr zu dringen, ergriffen worden. Hätte er auch Emiliens Stimme erkannt, so mußte er doch unter diesen Umständen, vielleicht von seinen Wächtern umgeben, sich scheuen ihr zu antworten.

Sie fürchtete nun, was sie vor kurzem so heiß gewünscht hatte; fürchtete zu wissen, daß Valancourt ihr nahe wäre, und war sich selbst nicht bewußt, daß heimlich eine Hofnung ihn bald zu sehn, mit der Besorgnis für ihn, in ihrem Herzen kämpfte.

| Sie blieb im Fenster liegen, bis die Luft kühler wurde und ein hoher Berg im Osten von der Morgenröthe schimmerte: dann legte sie sich vor Angst ermüdet aufs Bette nieder, allein Freude, Zärtlichkeit, Furcht und Zweifel ließen sie die ganze Nacht nicht schlafen. Bald stand sie vom Bette auf und öffnete das Fenster, um von neuem zu horchen, bald maß sie mit hastigen Schritten das Zimmer und legte sich endlich aus Ungeduld wieder nieder. Noch nie waren ihr die Stunden so schwerfällig verstrichen, als in dieser ängstlichen Nacht; sie hoffte, daß endlich Annette erscheinen und sie aus ihrer quälenden Ungewisheit reissen würde.

| Sechstes Kapitel

Den andern Morgen in aller Frühe erschien Annette.

»Diese Nacht sind schöne Dinge im Schlafe vorgegangen«, rief sie, so wie sie ins Zimmer trat, »in der That schöne Geschichte. Sind Sie nicht angst um mich gewesen, gnädiges Fräulein?«

»Ich war in Angst um deinert und meinethwillen«, erwiederte Emilie, »was hielt dich denn ab, zu kommen?« —

Sie brachte aus Annettsens verworrner Erzählung so viel heraus, daß Ludovico, um sie vor den Anfällen der betrunkenen Ritter

sicher zu stellen, sie mit Catharinen in ein Zimmer eingesperrt hätte, wo sie sich erst mit Anbruch des Morgens, als die saubre Gesellschaft in Schlaf gefallen war, wieder hervor wagten. Was die Signora Livona betraf, so hatte Annette erfahren, daß sie jetzt zum Range einer förmlichen Maitresse des Montoni erhoben war. »Die beiden andern sind die Maitressen des Signor Verazzi, und Signor Berto|lini«, fuhr Annette fort, »und der Signor Montoni hat sie alle hieher eingeladen. Er gab gestern ein großes Fest zu ihrem Willkommen, und sie haben Tokaier und Champagner gezecht und gelacht und gesungen, bis das ganze Schloß mit ihnen umlief. Mir schienen es klägliche Töne zu seyn, zumal so bald nach meiner armen Signora Tode: ich dachte, was sie wohl würde gesagt haben, wenn sie es hätte hören können — aber sie hört es jetzt nicht mehr, die arme Signora, dachte ich!«

Emilie wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen, und trug Annetten auf, sich behutsam zu erkundigen, was wohl für Gefangne im Schlosse wären.

»Nun ich recht daran denke, gnädiges Fräulein, glaube ich wirklich, daß Gefangne hier sind: denn ich hörte gestern einen von des Signors Leuten in der Bedienstentube von Ranzion sprechen. Er sagte, es wäre eine schöne Sache für Se. Excellenz, Leute aufzufangen, denn sie wären so gut als Beute wegen der Ranzion. Der andre aber brummte und sagte, es wäre wohl recht schön für den Signor, aber nicht so schön für seine Soldaten, weil die nichts davon bekämen.

Diese Nachricht erhöhte Emiliens Ungeduld mehr zu wissen, und Annette begab sich sogleich auf den Weg, um sich auf Kundschaft zu legen.

| Emiliens zuletzt gefaßter Entschluß, ihre Güter an Montoni abzutreten, machte nun andern Betrachtungen Platz: die Möglichkeit, daß Valancourt ihr nahe seyn könnte, belebte ihren Muth, und sie nahm sich vor, der angedrohten Rache wenigstens so lange zu trotzen, bis sie wüßte, ob er sich wirklich im Schlosse befände. In dieser Stimmung schickte Montoni zu ihr und bat sie zu ihm in den

Saal zu kommen; sie folgte zitternd und bemühte sich auf dem Wege dahin ihren Muth durch den Gedanken an Valancourt zu beleben.

Sie fand Montoni allein. »Ich habe Sie rufen lassen«, sagte er, »um Ihnen nochmals Gelegenheit zu geben, Ihre irrige Aeußerungen wegen der Languedocschen Güter zurückzunehmen. Ich lasse mich herab, Ihnen zu rathen, wo ich befehlen könnte. Wenn Sie wirklich in der irrigen Meinung stehn, daß Sie ein Recht auf diese Güter haben, so beharren Sie wenigstens nicht darauf. Sie dürften vielleicht zu spät die unglücklichen Folgen dieses Irrthums für Sie erfahren. Reitzen Sie meine Empfindlichkeit nicht länger, und unterzeichnen Sie die Papiere.«

»Wenn ich kein Recht auf diese Güter habe«, erwiderte Emilie, »wozu kann es Ihnen denn helfen, daß ich Papiere, die sich darauf beziehen, unterzeichne? Wenn das Recht sie Ihnen zuspricht, so muß Ihnen ohne meine Einmischung oder Einwilligung der Besitz davon werden.«

| »Ich will keine Gründe mehr hören«, sagte Montoni mit einem Blicke, der sie zittern machte. »Ich konnte wohl nichts bessers erwarten, als ich mich mit einem Gänschen einließ. Aber ich will nicht länger spaßen. Lassen Sie sich die Erinnerung an das, was Ihre Tante für Ihre Thorheit und Hartnäckigkeit büßen mußte, genug seyn. Unterzeichnen Sie die Papiere.«

Emiliens Entschluß war für einen Augenblick erschüttert. Sie erschrack vor der Erinnerung, die er rege machte, vor der Rache, die er drohte. Dann aber drang das Bild von Valancourt, der sie so lange geliebt hatte, ihr vielleicht so nahe war, auf sie ein, und flößte ihr zusammenwirkend mit dem Unwillen, den ihr von Kindheit auf jede Ungerechtigkeit eingeflößt hatte, einen edlen wiewohl unbesonnenen Muth ein.

»Unterzeichnen Sie die Papiere!« sagte Montoni ungeduldiger als zuvor.

»Nimmermehr, Signor! diese Zumuthung würde mir die Ungerechtigkeit Ihrer Forderung beweisen, wenn ich je an meinem Rechte gezweifelt hätte.«

Montoni erblaßte vor Aerger; seine bebenden Lippen und flammende Augen ließen sie beinahe die Kühnheit ihrer Rede bereuen.

»So falle denn meine ganze Rache auf Sie!« rief er mit einem schrecklichen Fluche; »und denken Sie nicht, | daß sie verzögert werden soll. Weder die Güter in Languedoc noch in Gasconien sollen Ihnen werden; Sie haben gewagt mein Recht in Zweifel zu ziehn; wagen Sie einmal, meine Macht zu bestreiten! Ich weiß eine Strafe, woran Sie nicht denken! Sie wird schrecklich seyn. Diese Nacht — ja eben diese Nacht! — «

»*Diese Nacht!*« wiederholte langsam eine andre Stimme. Montoni stutzte und sah sich um, schien sich aber zu fassen und fuhr leise fort.

»Sie haben vor kurzem ein schreckliches Beispiel an Hartnäckigkeit und Unverstand gesehn, doch scheint dies nicht genug gewesen zu seyn, Sie abzuschrecken. Ich könnte Ihnen andre Beispiele sagen — ich könnte Sie zittern machen bei der blossen Erwähnung!«

Ein Stöhnen, welches unter dem Zimmer hervorzudringen schien, unterbrach ihn. Er warf einen Blick rund umher. Wuth und Ungeduld flammten aus seinen Augen, doch schien etwas gleich einem Schatten von Furcht über seinen Zügen zu schweben. Emilie setzte sich in einen Stuhl neben der Thüre, denn die verschiedenen Bewegungen die sie gefühlt hatte, überwältigten sie beinahe; allein Montoni schwieg kaum einen Augenblick, er suchte seine Züge in Ordnung zu bringen und fuhr leise aber noch finstrer fort.

»Ich sage, daß ich Ihnen noch andre Beweise von meiner Macht und meiner Denkungsart geben könnte, die | Sie noch nicht zu kennen scheinen. Ich könnte Ihnen sagen, daß wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe — allein ich vergesse, daß ich mit einem Kinde spreche: Zudem könnte es Ihnen nicht helfen, wenn ich auch noch so schreckliche Beispiele meiner Rache anführte: Denn wenn Sie gleich auf der Stelle ihre thörigte Widersetzlichkeit bereuten, so würde das jetzt meinen Umwillen nicht verringern. Ich will Rache sowohl als Gerechtigkeit haben.«

Ein neues Stöhnen füllte die Pause seiner Rede. —

»Gehn sie aus dem Zimmer«, sagte er, ohne diesen sonderbaren Umstand bemerken zu wollen. Sie wollte aufstehn, konnte sich aber nicht auf den Füßen halten. Furcht und Schrecken überwältigten sie und sie sank aufs neue in den Stuhl zurück.

»Gehen Sie mir aus den Augen«, rief Montoni. »Diese angenommene Furchtsamkeit kleidet der Heldin schlecht, die meinem Unwillen Trotz bieten wollte.«

»Haben Sie nichts gehört, Signor?« sagte Emilie zitternd und noch immer unfähig, das Zimmer zu verlassen.

»Ich habe meine eigne Stimme gehört«, erwiderte Montoni finster.

»Und weiter nichts?« wiederholte Emilie, die kaum sprechen konnte. »Schon wieder! Hörten Sie jetzt nichts?«

| »Thun Sie, was ich Ihnen sage«, wiederholte Montoni — »und was diese Narrenstreiche betrifft, so werde ich bald den Urheber herausbringen.«

Emilie stand wieder auf und that sich die äußerste Gewalt an, das Zimmer zu verlassen. Montoni folgte ihr, allein anstatt seine Leute zu rufen, um das Zimmer zu durchsuchen, wie er bei einer ähnlichen Gelegenheit einmal gethan hatte, gieng er auf den Wall.

Emilie blieb auf ihrem Wege nach dem Corridor einen Augenblick an einem ofnen Fenster stehn. Sie sah einen Haufen von Montonis Leuten einen fernen Berg herabkommen, und würde kaum darauf gemerkt haben, wenn sie nicht dabei an die unglücklichen Gefangenen gedacht hätte, die sie vielleicht nach dem Schlosse brachten. Endlich erreichte sie ihr Zimmer und warf sich aufs Bette nieder, von den neuen Schrecknissen ihrer Lage zu Boden gedrückt. Ihre Gedanken verwirrten sich; sie konnte ihr Betragen weder bereuen noch billigen; sie konnte sich nun erinnern, daß sie in der Gewalt eines Mannes war, der keinen Grundsatz kannte als seinen Willen, und die Schrecknisse des Aberglaubens, die für einen Augenblick sich ihrer so sehr bemächtigt hatten, wichen jetzt den Besorgnissen der Vernunft.

Endlich wurde sie durch ein Getöse ferner Stimmen und das Stampfen von Pferden aus ihrer Träu|meri aufgeschreckt. Eine plötzliche Hofnung, daß etwas Gutes auf dem Wege sey, stieg in ihr auf, bis sie sich an den Haufen erinnerte, den sie am Fenster gesehen hatte, und nun vermuthete, daß dieß die Krieger wären, die man, wie Annette sagte, im Schlosse erwartete.

Bald darauf hörte sie Stimmen auf dem Gange erschallen, und horchte ängstlich, ob nicht Annette käme; allein es war alles wieder still, bis auf einmal das ganze Schloß in Verwirrung und Aufruhr zu seyn schien. Sie trat ans Fenster und sah Montoni mit einigen seiner Offiziere von der Mauer herab auf etwas hindeuten. Am andern Ende des Walls standen verschiedene Soldaten um eine Canone her. Sie blieb beobachtend stehn, ohne sich um das Fortlaufen der Zeit zu kümmern.

Endlich erschien Annette, brachte aber keine Nachricht von den Gefangenen: »niemand«, sagte sie, »hätte davon wissen wollen. Aber hier sind andre schöne Dinge vorgegangen«, sagte sie, »die übrigen von der Parthey sind eben angekommen; sie ritten stampfend einher, als wollten sie den Hals brechen; man wußte nicht, ob der Reuter oder das Pferd zuerst ins Thor kam. Sie haben Neuigkeiten mitgebracht; aber was für Neuigkeiten! daß eine Parthey des Feindes, wie sie es nennen, auf unser Schloß zukommt. So werden also, wie es scheint, alle Diener der Gerechtigkeit uns belagern.«

| »Gott sey ewig gedankt«, rief Emilie, »so bleibt mir doch noch eine Hofnung übrig!«

»Wie Fräulein, Sie wünschen doch nicht in die Hände dieser Leute zu fallen. Ach um Gottes willen, wenn nur eine Minute das große Thor öffnen könnte, so sollten mich diese Mauern nie wieder sehn.«

Emilie fieng diese Worte auf: »Ja wenn du es einen Augenblick öffnen könntest«, rief sie, »so könnte auch ich noch gerettet werden!«

Sie dachte an die kommende Nacht, indem sie dies sagte, und ihr wilder Blick erschreckte Annetten mehr als ihre Worte. Sie

beschwor ihre Herrschaft, sich deutlicher zu erklären, und es fiel Emilien ein, daß Ludovico vielleicht zu ihrer Flucht behülflich seyn könnte. Sie erzählte Annetten den Hauptinhalt ihres Gesprächs mit Montoni, beschwor sie aber, gegen niemand ausser Ludovico etwas davon zu erwähnen. »Geh zu ihm, Annette, sag ihm, was ich fürchten muß und was ich bereits gelitten habe; aber binde ihm auf die Seele, geheim zu verfahren und keine Zeit zu verlieren. Versprich ihm eine reichliche Belohnung; aber sey schnell, Annette, und vor allem sey vorsichtig — ich werde deine Zurückkunft mit Ungeduld hier erwarten.«

Das Mädchen, dessen redliches Herz durch die Erzählung tief bewegt wurde, gehorchte mit äußerster Be|reitwilligkeit. Emilie wurde immer bestürzter, je mehr sie über Annetzens Nachricht dachte. »Ach«, sagte sie, »was können die Gerichtsdienere gegen eine Festung ausrichten!« Doch vermuthete sie nach reiferer Ueberlegung, daß Montonis Bande das Land umher geplündert hätte, daß die Einwohner zu den Waffen geschritten wären, und mit den Gerichtsdienern und einem Haufen Soldaten heranrückten, um mit Gewalt ins Schloß zu dringen. »Allein«, sagte sie, »sie kennen seine Stärke und die Größe der Besatzung nicht. Ach ausser der Flucht habe ich nichts zu hoffen.«

Obleich Montoni nicht eigentlich war, wofür Emilie ihn hielt, ein Hauptmann der Banditen, so hatte er doch seine Truppen zu nicht minder kühnen oder barbarischen Unternehmungen angeführt. Sie hatten nicht nur, so oft sich die Gelegenheit darbot, den hülflosen Reisenden angefallen, sondern auch die Landgüter verschiedner Personen geplündert, die so entfernt zwischen den einsamen Gebürgen lagen, daß sie keinen Widerstand leisten konnten. Bey solchen Expeditionen ließen sich die Anführer niemals erblicken und ihre Leute, die sich zum Theil verkappten, wurden oft für gemeine Räuber, oft für streitende Partheyen des Feindes gehalten, der damals das Land verheerte. Ohngeachtet sie aber bereits verschiedene Wohnungen geplündert und ansehnliche Schätze nach Hause gebracht hatten, wagten sie doch nur einmal

ein Schloß anzugreifen, wo sie aber herzhaft zurückgeschlagen und von einem Trupp des fremden | Feindes, der mit den Belagerten in Bündniß stand, in die Flucht gejagt wurden. Montonis Truppen flohen eilends nach Udolpho, wurden aber so dicht verfolgt, daß sie von einer Anhöhe in der Nachbarschaft des Schlosses den Feind nur eine kleine Strecke weit hinter sich zwischen den Klippen unten erblickten. Bei dieser Entdeckung eilten sie mit verdoppelter Schnelligkeit um Montoni auf den feindlichen Empfang vorzubereiten, und ihre Ankunft hatte das Schloß in solche Verwirrung und Aufruhr gebracht.

Als Emilie ängstlich einige Nachricht von unten erwartete, sah sie aus dem Fenster einen Haufen Truppen über die benachbarten Anhöhen sprengen, und obwohl Annette kaum fortgegangen war, und einen schweren gefahrvollen Auftrag auszurichten hatte, stieg doch ihre Ungeduld aufs peinlichste. Sie horchte, öffnete die Thüre und gieng oft auf den Gang heraus ihr entgegen.

Endlich hörte sie kommen, sah aber, als sie die Thüre aufmachte, nicht Annetten, sondern den alten Carlo! Eine neue Furcht bemächtigte sich ihrer. Er sagte ihr, daß der Signor ihm aufgetragen hätte, sie zu benachrichtigen, daß sie sich anschicken müßte, unverzüglich von Udolpho abzureisen; das Schloß stände in Gefahr, belagert zu werden und es wären Maulesel bereit, sie und ihre Führer nach einem sichern Orte zu bringen.

| »Nach einem sichern Orte!« rief Emilie unbedachtsam. »Hat denn der Signor so viele Sorgfalt für mich!«

Carlo sah vor sich nieder, ohne Antwort zu geben. Tausend entgegengesetzte Gefühle kämpften in Emilien. Freude, Schmerz, Mistrauen und Besorgnis erschienen und verschwanden mit Blitzes Schnelligkeit in ihrem Innern. In einem Augenblick schien es ihr unmöglich, daß Montoni diesen Schritt bloß um ihrer Erhaltung willen thun sollte; und es war überhaupt so seltsam, daß er sie aus dem Schlosse schickte, daß sie es nur der Absicht zuschreiben konnte, den neuen Plan der Rache, die er angedroht hatte, auszuführen. Dann aber schien es ihr wiederum so wünschenswerth, das

Schloß zu verlassen, auf welche Art es auch sey, daß sie sich nur über die Aussicht dazu freuen konnte, bis ihr einfiel, daß vielleicht Valancourt hier seyn könnte. Schmerz und Wehmuth bemächtigten sich nun ihrer und sie wünschte heisser als je, daß sie nicht seine Stimme möchte gehört haben.

Carlo erinnerte sie, daß sie keine Zeit zu verlieren hätte, denn der Feind stände dicht vor dem Schlosse. Emilie bat ihn dringend, ihr zu sagen, wohin sie gebracht würde; er schwieg; auf ihre wiederholte Bitte aber sagte er, er glaube, daß sie nach Toscanien gebracht werden sollte.

»Nach Toscanien!« rief Emilie, »und warum dahin?«

| Carlo antwortete, er wisse weiter nichts, als daß sie in einer Hütte an den Grenzen von Toscanien am Fuße der Apenninischen Gebürge sich aufhalten sollte. »Es ist kaum eine Tagereise von hier«, setzte er hinzu.

Emilie sagte ihm Lebewohl; er küßte ihr mit Rührung die Hand, und sie packte nun zitternd ihr kleines Reisebündel zusammen. Annette unterbrach sie: »O Fräulein«, rief sie, »es kann nichts geschehen. Der neue Thürsteher, sagte Ludovico, ist noch wachsammer, als Bernardino selbst, und es wäre eben so gut möglich, vor einem Drachen vorüber zu kommen. Ludovico ist eben so niedergeschlagen als Sie; er ist so besorgt um mich, der gute Junge! ach ich werde gewiß das Canonenfeuer nicht überleben.«

Sie fieng bitterlich an zu weinen, erholte sich aber wieder, als sie hörte, was vorgefallen war, und bat Emilien, sie mitzunehmen.

»Herzlich gerne, wenn der Signor es erlaubt«, erwiederte diese. Annette lief fort ohne zu antworten und suchte sogleich Montoni auf, den sie auf der Terrasse unter seinen Offizieren fand, wo sie ihre Bitte anbrachte. Er befahl ihr scharf ins Schloß zu gehn, und schlug ihre Bitte durchaus ab. Annette fuhr indessen fort, nicht nur für sich sondern auch für Ludovico zu bitten, und Montoni mußte sie mit Gewalt zurücktreiben lassen.

| Sie kam voll Verzweiflung zu Emilien zurück, die aus dieser abschlägigen Antwort wenig Gutes für sich selbst weissagte. Bald

darauf wurde sie in den großen Hof gerufen, wo die Maulthiere mit den Führern auf sie warteten. Emilie versuchte umsonst, die weinende Annette zu trösten; sie blieb dabei, daß sie ihr liebes Fräulein nicht wieder sehn würde. Diese hielt insgeheim ihre Furcht nur für zu gegründet, verbarg aber ihre Empfindung und sagte mit möglichster Fassung dem treuen Mädggen Lebewohl. Annette ließ sich nicht abhalten, ihr bis auf den Hof zu folgen, der mit Menschen, die sich zum Empfang des Feindes rüsteten, angefüllt war. Als sie Emilien auf das Maulthier steigen und mit ihren Begleitern durch das Thor reiten sah, gieng sie ins Schloß zurück und weinte bitterlich.

Emilie fühlte indessen, wenn sie auf die dunkle Schloßhöhe zurückblickte, und keine Mauern mehr um sich sah, die ihre Schritte versperrten, trotz ihrer Ahndung die plötzliche Freude eines Gefangnen, der sich unerwartet in Freiheit sieht. Dieses Gefühl ließ ihr nicht zu, unpartheyisch an die Gefahren zu denken, die aussen auf sie warteten, sie konnte sich in diesen Augenblicken nur freuen, aus diesen Mauern befreit zu seyn, die sie mit so bangen Ahndungen betreten hatte.

Wenn sie mit solchen Empfindungen auf die Thürme des Schlosses zurückblickte, die hoch über die Wälder | empor stiegen, zwischen welchen sie sich hinwand, so fiel ihr der Fremde, den sie daselbst verhaftet glaubte, aufs neue ein und Angst und Besorgnis, daß es Valancourt seyn könnte, zog sich wie eine Wolke um ihre Freude. Vielleicht hätte sie von ihren Führern etwas hierüber erfahren können, allein sie getraute sich nicht, sie zu befragen, und wollte lieber eine Gelegenheit abwarten, wo sie mit einem von ihnen allein sprechen könnte.

Bald darauf erscholl eine Trompete schwach in der Ferne. Die Führer standen still und da der dicke Wald alle Aussicht verschloß, so ritt einer von ihnen auf eine Anhöhe um zu sehen, wie nahe der Feind wäre. Der andre blieb bei Emilien und sie nutzte diese Zeit, um ihm einige Fragen wegen der Gefangnen zu Udolpho vorzulegen. Ugo sagte, es wären verschiedne Gefangne im Schlosse, aber

er erinnerte sich weder ihrer Person noch der Zeit ihrer Ankunft genau. Er hatte etwas so saures in seinem Wesen, daß sie glaubte, er würde schwerlich ihre Fragen beantwortet haben, wenn er es auch im Stande gewesen wäre.

Da Bertrand, der andre Mann, jetzt wieder zurückkam, fragte Emilie nicht weiter, und sie ritten in tiefen Stillschweigen fort. Als sie aus dem Walde kamen, wandten sie sich längs dem Thale hin, und Emilie hatte nun den vollen Anblick des Schlosses mit seinen grauen Mauern, Thürmen und Terrassen, die hoch über die Gebürge und dunkeln Wälder hervorragten und von | den Waffen der Condottieri schimmerten, wenn die Sonnenstrahlen durch eine Herbstwolke auf einen Theil der Gebäude fielen, dessen andre Seiten in verdunkelter Majestät da standen. Sie sah durch ihre Thränen auf die Mauern hin, die vielleicht Valancourt einschlossen. Endlich verschlossen die sich krümmenden Berge die Aussicht auf Udolpho, und sie wandte sich mit bangen Widerstreben zu andern Gegenständen. Das melancholische Seufzen des Windes zwischen den Fichten, die hoch über die Stufen wehten, und das ferne Brausen des Stroms mit der wilden Gegend umher, verbreitete eine feierliche Stimmung über ihre Seele, die aber bald durch das ferne Krachen einer Canone, das zwischen den Bergen wiederhallte, unterbrochen wurde. Die Töne rollten auf dem Winde hin und wurden immer schwächer und schwächer zurückgegeben, bis sie in dumpfes Murmeln versanken. Dies war ein Zeichen, daß der Feind das Schloß erreicht hatte, und Angst um Valancourt quälte sie aufs neue. Sie sah mit ängstlichen Blicken nach der Gegend des Schlosses hin, allein die zwischen liegenden Höhen verbargen es vor ihrem Blick — doch sah sie noch die schmale Spitze eines Bergs, der vor ihrem ehemaligen Fenster lag, und richtete ihre Augen dahin, als könnte er ihr sagen, was in der Gegend unter ihm vorgieng. Die Führer erinnerten sie zweimal, daß sie Zeit verlöre, und daß sie noch weit zu reisen hätten, ehe sie ihre Augen von diesem Gegenstande abziehn konnte, und selbst als sie weiter ritten, schickte sie oft einen Blick zurück, bis nur noch | seine

blaue Spitze in einem Sonnenstrahl glänzend über die andern Berge hervor sah.

Das Krachen der Kanonen machte auf Ugo ungefähr einen solchen Eindruck, als der Schall der Trompete auf das kriegerische Pferd. Sein ganzes Feuer wurde hervorgehoben, er wünschte sich in der Mitte des Streits und fluchte über Montoni, der ihn soweit verschickt hätte. Sein Kamerad schien ganz das Gegentheil zu fühlen und mehr zu den Grausamkeiten als zu den Gefahren des Kriegs gemacht zu seyn.

Emilie fragte sie oft wegen des Orts ihrer Bestimmung, konnte aber nur erfahren, was sie schon wußte, daß sie nach einer Hütte in Toscanien gieng; so oft sie von diesem Gegenstande anfieng, glaubte sie auf dem Gesicht dieser Leute einen Ausdruck von Bosheit und List zu sehn, der sie beunruhigte.

Sie waren um Nachmittag aus dem Schlosse gereist. Der Weg führte einige Stunden weit durch entlegene Gegenden, wo kein Blöcken des Schaafs, kein Bellen des Wachthundes die Stille unterbrach; sie waren jetzt zu weit entfernt, um nur den schwachen Donner der Kanonen zu hören. Gegen Abend wandten sie sich zwischen kleinen Bergen, von Cypressen, Fichten und Cederwäldchen verdunkelt, in ein wildes und abgesondertes Thal hinab, das zum Wohnsitz der Einsamkeit wenn sie je einen solchen hatte, erkohren schien. | Emilien dächte es ein Ort, ganz zum verborgenen Aufenthalt von Banditen gemacht, und sie bildete sich schon ein, sie unter einem hervorragenden Felsen lauern zu sehn, wo ihr Schatten, von der Sonne verlängert, sich über den Weg hinstreckte, und den Reisenden vor der Gefahr warnte. Sie schauderte bei dem Gedanken, und da sie ihre Führer anblickte, um zu sehn, ob sie bewafnet wären, glaubte sie in ihnen die Banditen zu erkennen, die sie fürchtete.

Ihre Führer schlugen vor, in diesem Thale abzusteigen, denn die Nacht wird bald einbrechen, sagte Ugo, und denn dürften es die Wölfe gefährlich machen. Dies war eine Ursache zu neuer Unruhe für Emilien, doch weit geringer, als was sie bei dem Gedanken litt,

um Mitternacht in diesen Wildnissen mit zwei solchen Leuten als ihre Begleiter waren, allein zu bleiben. Dunkle und schreckliche Ahnungen, was Montonis Absicht gewesen seyn konnte, sie dahin zu schicken, ergriffen sie. Sie suchte die Leute zu bereden, nicht still zu halten, und fragte ängstlich, wie weit sie noch zu reisen hätten?

»Noch viele Meilen«, erwiderte Bertrand. »Was Sie betrifft, Signora Sie können es mit dem Essen halten, wie sie für gut finden, wir aber wollen eine tapfere Mahlzeit zu uns nehmen, so lange wir noch können. Ich denke wohl wir werden es nöthig haben, ehe wir die Reise zu Ende bringen. Die Sonne geht | schnell unter. Laßt uns unter jenem Felsen dort absteigen.«

Sein Kamerad war es zufrieden. Sie lenkten die Maulesel vom Wege ab, und giengen auf eine von Cedern beschattete Klippe zu, wohin Emilie ihnen in zitterndem Schweigen folgte. Sie huben sie von ihrem Maulthiere herab, und nachdem sie sich aufs Gras am Fuße des Felsen niedergelassen hatten, zogen sie ein kleines Mahl aus einem Schnapsacke, wovon Emilie etwas zu essen versuchte, um ihre Furcht desto besser zu verheelen.

Die Sonne war nun hinter die hohen Berge im Westen gesunken, aus welchen ein purpurner Hauch sich auszugießen und eine schattige Dämmerung über die umliegenden Gegenstände zu verbreiten begann. Sie hörte nicht länger mit Wohlgefallen auf das tiefe Sausen des Windes, der zwischen den Wäldern hinstreifte; er vereinte sich nur mit dem Wilden der Gegend und der Abendstunde, ihre Lebensgeister niederzudrücken.

Die Ungewisheit hatte ihre Angst über den Gefangenen zu Udolpho so sehr erhöht, daß, da sie es unthunlich fand, mit Bertrand allein darüber zu sprechen, sie ihre Fragen in Ugos Gegenwart erneuerte: allein er gab vor, oder wußte wirklich nichts von dem Fremden. Doch fieng er mit Ugo ein anderes Ge|spräch über den Signor Orsino und die Ursache seiner Verbannung aus Venedig an, wonach Emilie ebenfalls einige Fragen gethan hatte. Ugo schien mit den Umständen dieses traurigen Vorfalls sehr genau bekannt zu seyn, und erzählte einige Dinge, die sie überraschten und stutzig

machten, es schien ihr sehr sonderbar, daß jemand um diese Dinge wissen könne, der nicht bei dem Morde selbst gegenwärtig gewesen war.

»Ja, wie gesagt«, fuhr Bertrand fort, »der Signor Orsino ist einer von denen, die sich gerne selbst Gerechtigkeit nehmen. Ich erinnere mich noch, daß er vor ohngefähr zehn Jahren einmal einen Streit mit einem Kavalier zu Mailand hatte. Die Geschichte wurde mir damals erzählt, und ist mir noch frisch im Gedächtnis. Sie stritten über eine Dame, die dem Signor sehr wohl gefiel; allein sie war so verkehrt, den Mailänder vorzuziehn, und trieb es gar so weit, ihn zu heurathen. Dies brachte den Signor aufs höchste auf, er schwur ihr Rache und brauchte nicht lange auf die Gelegenheit zu warten. Bald nach der Hochzeit machten sie eine Reise nach Padua, ohne zu vermuthen, was ihrer unterwegs wartete. Der Kavalier mochte wohl glauben, er würde nicht zur Rechenschaft gefodert werden, und könnte mit seiner Beute so im Triumph davon ziehn, allein es wurde ihm anders gelohnt. Der Weg gieng über einige öde Berge so wie diese, und das war dem Signor gerade recht zu seiner Absicht. Er paßte auf, wenn sie abreisten und schickte seine Leute mit dem Auftrage, was sie zu thun hatten, nach. Sie hielten sich in der Ferne bis sie ihren Zeitpunkt absahen, und das geschah erst am zweiten Tage der Reise. Der Kavalier schickte seine Leute voraus in die nächste Stadt, um Pferde zu bestellen, des Signors Leute beschleunigten ihren Schritt und holten den Wagen in einem hohlen Wege ein, wo die Bäume verhinderten, daß die Leute nicht sehn konnten, was vorgieng, ob sie gleich nicht weit waren. So wie wir ihnen nahe kamen, schossen wir los, fehlten aber.«

Emilie erblaßte bei diesen Worten, doch hielt sie an sich, und er fuhr fort —

»Der Kavalier gab den Schuß zurück; allein er mußte bald vom Pferde herunter, und indem er sich umkehrte, seine Leute zu rufen, wurde er getroffen. In meinem Leben habe ich nicht so was gesehn; er wurde in den Rücken mit drei Dolchen zugleich gestochen. Er fiel und war in einer Minute dahin; die Dame aber entkam, denn die

Bedienten hatten das Schiessen gehört, und kamen herbei, ehe sie abgefertigt werden konnte. Bertrand, sagte der Signor nachher —
»Bertrand!« rief Emilie von Schrecken erblassend; sie hatte kein Wort von der Erzählung verlohren —

»Sagte ich Bertrand«, versetzte er etwas bestürzt. »Nicht doch, Giovanni — aber ich habe vergessen, wo | ich stehn blieb — ja — Bertrand, sagte der Signor —«

Bertrand fluchte — »es thut ja nichts zur Sache, wie er den Menschen nannte, Bertrand, oder Johann oder Peter, das ist ja gleichviel — Sie haben mich ganz aus dem Concept gebracht. Bertrand, sagte der Signor, wenn die andern ihre Pflicht so gut gethan hätten, als du, so würde mir die Dame nicht entgangen seyn. Da nimm, ehrlicher Bursche und laß es dir wohl gehn. Er gab ihm eine Börse Gold — freilich wenig genug für den Dienst, den er ihm geleistet hatte« —

»Ja wohl«, sagte Ugo, »wenig genug — wenig genug.« — Emilie athmete kaum. Gleich vom Anfang an hatte der Anblick dieser Leute und ihre Verbindung mit Montoni ihr Mißtrauen eingefloßt: aber als nun der Eine sich gar als einen Mörder verrieth, als sie sich bei anbrechender Nacht unter seine Leitung zwischen wilden, einsamen Bergen sah und kaum wußte, wohin sie gebracht werden sollte, ergrif sie das entsetzlichste Schrecken, das noch unerträglicher war, weil sie es sorgfältig vor ihren Begleitern verbergen mußte. Wenn sie an Montonis Character und an seine Drohungen dachte, so schien es nur zu glaubhaft, daß er sie diesen Menschen übergeben hatte, um sie aus der Welt zu schaffen und sich so ohne weitem Verzug in Besitz der Güter zu setzen, die sie ihm so hartnäckig bestritt. | Allein wenn dies seine Absicht war, warum sollte er sie denn so weit vom Schlosse wegschicken? wenn er aus Furcht entdeckt zu werden, die That nicht daselbst begehn wollte, so wäre ein näherer Ort hinreichend gewesen. Diese Betrachtungen fielen indessen Emilien nicht sogleich ein, zu viele Umstände versetzten sie in einen Schrecken, dem sie nicht Macht hatte zu widerstehen. Sie wagte nicht mit ihren Begleitern zu sprechen; sie zitterte beim

Laut ihrer Stimme, und so oft ein Abendstrahl ihre Gesichter erhellte, sah sie mit jedem Blick ihre Furcht bestätigt.

Die Sonne war schon eine Zeitlang untergegangen. Schwere Wolken, deren tiefer Saum mit schweflichten Karmin gefärbt war, zögerten in Westen und warfen einen röthlichten Schimmer auf die Fichtenwälder, durch die der Abendwind feierlich hinrauschte. Das dumpfe Sausen drang Emilien ins Herz und machte alle Gegenstände um sie her noch dunkler und schauerlicher. Ihre gegenwärtige Lage schien ihr selbst so unglaublich, wenn sie die Ruhe und Süßigkeit ihrer frühern Tage damit verglich, daß es Augenblicke gab, wo sie sich beinahe für das Opfer schrecklicher Erscheinungen einer zerstörten Phantasie hielt.

Es war nun so dunkel geworden, daß die Reisenden, die mit langsamen Schritten weiter ritten, kaum ihren Weg unterscheiden konnten. Die Wolken, die von Donner geschwängert schienen, strichen langsam am | Himmel hin und ließen von Zeit zu Zeit die zitternden Sterne sehen.

»Wo ist die Fackel«, sagte Ugo, »es wird dunkel.« »Noch nicht so dunkel, daß wir nicht unsern Weg finden könnten«, erwiderte Bertrand, »es ist besser, sie nicht anzustecken, so lange es noch geht: denn wir könnten uns dadurch verrathen, wenn eine feindliche Parthey in der Nähe ist.«

Ugo murmelte etwas, das Emilie nicht verstand; sie ritten im dunkeln weiter, während sie beinahe wünschte, daß der Feind sie entdecken möchte: sie konnte von einer Veränderung doch etwas hoffen, da sie sich kaum eine schrecklichere Lage als die gegenwärtige zu denken wußte.

Sie sahen sich endlich genöthigt, die Fackel anzustecken. Sie stiegen ab, halfen Emilien herunter und führten die Maulthiere nach dem Walde, der zur Linken das Thal einfaßte, so wie sie sich diesem Walde nahten, fühlte sie ihre Gefahr nur schärfer. Die tiefe Stille, ausser wenn der Wind durch die Zweige strich, die undurchdringliche Finsterniß, die durch den Schimmer der Fackel und durch das plötzliche Leuchten des Blitzes nur sichtbar gemacht wurde, erneu-

erten ihre Angst. Sie glaubte in diesem Augenblick eine mehr als gewöhnliche Wildheit auf den Gesichtern ihrer Führer zu sehn — ihre erschreckte Phantasie gab ihr ein, | daß man sie in diesen Wald führte, um Montonis Willen zu vollbringen. Sie sties unwillkürlich einen Seufzer aus, der ihre Begleiter aufmerksam machte. Sie drehten sich schnell nach ihr um, und sie fragte wohin sie sie führten und warum sie nicht in dem ofnen Thale blieben, wo es bei dem Gewitter weniger gefährlich wäre als im Walde.

»Nicht doch«, sagte Bertrand, »wir wissen besser, wo die Gefahr liegt. Sehn Sie, wie sich die Wolken über uns öffnen? Auch laufen wir hier weniger Gefahr gesehn zu werden, wenn einer vom Feinde diesen Weg käme.«

»Was fürchtest du dich vor dem Feinde«, sagte Ugo verächtlich. »Laßt sie kommen, wenn ihrer auch noch so viele wären, als des Signors Schloß halten kann; ich wollte ihnen zeigen, was Fechten ist; dich aber wollte ich in den trocknen Graben werfen, wo du zusehn könntest, wenn ich sie in die Flucht schlänge. Wer wird von Furcht sprechen?«

Bertrand erwiderte mit einem schrecklichen Fluche, daß er solche Scherze nicht liebte, und es erfolgte ein heftiger Streit, der endlich durch den in der Ferne brüllenden Donner gestillt wurde. Die Grundfesten der Erde schienen zu krachen, zwischen den Oefnungen der Bäume zitterte der blaue Blitz über die Erde hin und die Berge jenseits schienen in gelbe Flammen getaucht. Emilie fühlte in diesen Augenblicken vielleicht | weniger Furcht vor dem Gewitter als ihre Begleiter, denn andre Schrecken hielten ihre Seele gefangen.

»Ich wollte, wir wären noch im Schlosse«, sagte Bertrand. »Ich weiß nicht, warum der Signor uns auf diese Reise geschickt hat. Horch wie es über uns rasselt — ich möchte wohl bethen, hast du keinen Rosenkranz, Ugo?«

»Das überlasse ich Leuten deiner Art«, versetzte Ugo, »ich führe ein Schwert.«

»Ja es wird dir viel helfen, gegen den Sturm zu fechten«, sagte Bertrand.

Ein neuer Donnerschlag, der in zitternden Echos zwischen den Bergen wiederhallte, brachte sie zum Schweigen. Wie er vorüber rollte, schlug Ugo vor, weiter zu gehn. »Wir verlieren hier nur Zeit«, sagte er; »die dicken Zweige des Waldes werden uns eben so gut schützen, als dieser Nußbaum.«

Sie führten die Maulthiere wieder weiter zwischen den Bäumen hin über unbetretnes Gras, das ihre knotigten Wurzeln bedeckte. Man hörte nun den aufsteigenden Wind mit dem Donner kämpfen, wie er wüthend zwischen den Zweigen über ihnen hinrollte, und die rothe Flamme der Fackel erhöhte, die ein stärkeres Licht auf die Wälder warf, und ihre dunklen Höhlen als angemessene Wohnungen für die Wölfe sehen ließ, deren Ugo anfangs erwähnt hatte.

| Endlich schien der Wind den Sturm fortzutreiben, der Donner rollte in der Ferne hin und war nur schwach zu hören. Die Elemente schienen sich zur Ruhe zu legen, sie stiegen allmählig höher und fanden sich bald auf der ofnen Spitze eines Berges, eine weite Ebne, die sich im feuchten Mondenlichte ausdehnte, lag zu ihren Füßen; über ihnen der blaue Himmel, der durch die wenigen dünnen Wolken hindurch zitterte, die noch nach dem Sturme verweilten und langsam am Saume des Horizonts hinab sanken.

Emiliens Geister lebten wieder auf, nun sie den Wald verlassen hatte; sie überlegte, daß diese Leute, wenn sie den Auftrag gehabt hätten, sie umzubringen, ihren barbarischen Vorsatz in der einsamen Wildnis, wo der Thäter jedem menschlichen Auge verborgen bleiben konnte, ausgeführt haben würden. Durch diese Betrachtung und durch das ruhige Betragen ihrer Führer aufgerichtet, konnte Emilie die schlummernde Schönheit des Thales, in welches sie hinabstiegen, nicht ohne Regung von Wohlgefallen ansehen. Es wechselte mit Wäldern, Weiden und kleinen Hügeln und wurde nach Norden und Osten von einem Amphitheater der Apenninen umschlossen, deren Umriss sich im Horizont hie und da in schönen Formen brachen; nach Westen und Süden streckte sich die Landschaft unmerklich in die Toscanischen Ebnen.

»Dort liegt die See«, sagte Bertrand, als hätte er gewußt, daß Emilie die dämmernde Aussicht betrach|tete, »weiter nach Westen, wir können sie noch nicht sehn.«

Emilie spürte bereits eine Veränderung des Klimas von dem wilden Bergstrich, den sie verlassen hatte; die Luft duftete von tausend namenlosen Blumen im Grase, die der Regen hervorge|lockt hatte. Die Gegend um sie her war so schön und so auffallend verschieden von der dunkeln Größe der Gegenstände, wo sie so lange verhaftet war, daß sie sich beinahe wieder in La Vallée zu seyn träumte, und sich wunderte, daß Montoni sie hiehergeschickt hätte. Sie konnte kaum glauben, daß er einen so bezaubernden Ort zu einem grausamen Vorhaben könnte gewählt haben. Indessen hatte wahrscheinlich nicht der Ort, sondern die Personen, die ihn bewohnten, und denen er sicher die Ausführung seines Plans, was der auch seyn mochte, anvertrauen konnte, seine Wahl bestimmt.

Sie wagte nun wieder zu fragen, ob sie dem Orte ihrer Bestimmung nahe wären, und Ugo antwortete, daß sie nicht weit mehr hätten. »Nur noch bis zu jenem Nußwalde dort«, sagte er; »dort bei dem Bach, der im Mondschein funkelt. Ich wollte wünschen, daß ich mich nur einmal mit einer Flasche guten Weins und einem Stücke Toskaner Schinken da ausruhen könnte.«

Emilie faßte neuen Muth, als sie hörte, daß die Reise ihrem Ende so nahe war; sie sah den Wald von | Wallnußbäumen in einer ofnen Gegend des Thales am Rande des Stroms.

Sie erreichten in kurzem den Eingang des Waldes und wurden zwischen dem schimmernden Laube ein Licht gewahr, das durch ein fernes Fenster einer Hütte schien. Sie schritten längs dem Saume des Bachs fort, wo die überhängenden Bäume die Mondstrahlen ausschlossen, allein ein langer Lichtstrahl fiel aus der Hütte auf seine zitternde dunkle Oberfläche. Bertrand stand zuerst still und Emilie hörte ihn laut an der Thüre klopfen und rufen. So wie sie näher kamen, öffnete ein Mann das kleine Fenster, durch welches das Licht fiel und nachdem er gefragt hatte, was sie wollten, kam er sogleich herunter, führte sie in eine reinliche Bauerhütte

und rief seine Frau, um den Reisenden Erfrischungen vorzusetzen. Während dieser Mann leise mit Bertrand sprach, betrachtete ihn Emilie forschend. Es war ein schlanker aber nicht stark gebauter Bauersmann, der eine gelbe Gesichtsfarbe und einen schlaun, verschlagenen Blick hatte. Sein Gesicht war nicht von der Art, das Vertrauen der Jugend zu gewinnen, und es lag nichts in seinem Betragen, was einen Fremden für ihn hätte einnehmen können.

Ugo verlangte ungeduldig und mit einem Tone, als wüßte er, daß sein Ansehn hier ganz unbezweifelt sey, ein Abendessen. »Ich erwartete euch zwei Stunden früher«, sagte der Bauer, »denn ich habe des Signor Montoni's Brief erst Abends spät erhalten; meine Frau und ich dachten nicht mehr, daß ihr kommen würdet, und legten uns zu Bette. Wie seyd ihr denn durch den Sturm gekommen?«

»Schlecht genug«, erwiderte Ugo, »und hier wird es uns nicht besser gehn, wenn ihr nicht fortmacht. Holt uns noch Wein und laßt uns sehn, was ihr zu essen habt.«

Der Bauer trug ihnen auf was seine Hütte vermochte — Schinken, Wein, Feigen und Trauben von einer Größe und Wohlgeschmack, wie sie Emilie noch selten gegessen hatte.

Die Frau des Bauern führte sie darauf in ihr kleines Schlafzimmer, wo Emilie verschiedene Fragen wegen Montoni an sie that. Die Frau, die Dorina hieß, gab sehr zurückhaltende Antworten, und gab vor, daß sie von Sr. Herrlichkeit Absicht, Emilien hieher zu schicken, nichts gewußt hätte: doch gestand sie ein, daß ihr Mann davon wäre benachrichtigt worden. Da Emilie sah, daß sie nichts über ihre Bestimmung von ihr herausbringen konnte, schickte sie Dorina fort, und legte sich zur Ruhe; allein alle Scenen der Vergangenheit und der auf sie wartenden Zukunft traten vor ihre geängstete Seele und verbannten mit dem Ungewohnten ihrer neuen Lage zusammen genommen, den Schlaf.

Siebentes Kapitel

Als Emilie am andern Morgen ihr Fenster öffnete, wurde sie nicht wenig überrascht durch die Schönheiten, die es umgaben. Die Hütte lag beinahe wie in einer Laube. Zwischen den dunkeln Zweigen der Cypresse und Wallnußbäume traten nach Norden und Osten die waldigten Apenninen hervor, nicht, wie sonst, von schwachen Fichten bekleidet; sondern ihre hohen Gipfel mit alten Wäldern von Wallnüssen, Eichen und orientalischen Gewächsen gekrönt, die jetzt in den reichen Farben des Sommers prangten und sich ununterbrochen ins Thal herab senkten, ausser wo ein kühnes, felsigtes Vorgebürge zwischen der Laube hervorragte und den durchstreifenden Strahl auffieng. Weinberge streckten sich längs dem Fuße der Berge, wo die eleganten Villas des Toscanischen Adels oft die Scene schmückten und über Hügel, mit Wäldchen von Oliven, Maulbeeren, Orangen und Limonien bekleidet, herabhiengen. Das Thal, in welches sie sich hinabsenkten, war mit allem Reichthum des Fleisses geschmückt, dessen Schattirungen harmonisch in den Sonnenglanz schmolzen. Weinstöcke, deren Purpurtrauben sich zwischen der bräunlichen Laube rötheten, hiengen in üppigen Kränzen von den Zweigen des geraden Feigenbaums und der schlanken Kirschbäume herab, während Wiesen von einem Grün, wie Emilie es selten in Italien gesehn hatte, die Ufer eines Stromes schmückten, der sich die Berge herab längs der Landschaft hinzog, die er in einem Meerbusen zurückspiegelte. Dort tief im Westen, nahm das Wasser, das in den Wolken verschwand, einen schwachen Purpurglanz an, und die Scheidungslinie zwischen beiden war nur durch das Fortschweben eines Stengels zu erkennen, das im Sonnenstrahle längs dem Horizont glänzte.

Die Hütte, welche der Wald vor den heissen Strahlen der Sonne schützte, und die nur ihrem Abendlicht offen lag, war gänzlich mit Weinstöcken, Feigenbäumen und Jasmin bedeckt, deren Blüthe an Größe und Wohlgeruch alles übertraf, was Emilie gesehn hatte.

Diese Blüten und reifenden Trauben hiengen rings um ihr kleines Fenster; der Rasen unter den Bäumen schimmerte von einer Menge wilder Blumen und wohlriechender Kräuter, und jenseits, am Rande des kühlen Baches erhob sich ein Wäldchen von Citronen und Orangenbäumen. Dies Wäldchen, obgleich Emiliens Fenster beinahe gegenüber, unterbrach die Aussicht nicht, sondern erhöhte vielmehr durch sein dunkles Grün die Wirkung der Perspektive. Für sie war dieser Fleck eine Sommerlaube voll süßer Wohlgerüche, deren Anmuth unmerklich Heiterkeit über ihre Seele ausgos.

Sie wurde bald von des Bauern Tochter zum Frühstück herunter gerufen. Mit Vergnügen sah sie das angenehme Gesicht dieses jungen Mädgens, das noch von den reinen Eindrücken der Natur belebt schien, da hingegen die Gesichter der andern Personen mehr oder weniger die schlimmsten Eigenschaften, Grausamkeit, Wildheit, List und Falschheit verriethen; zu der letztern Art von Gesichtern gehörten vorzüglich der Bauer und sein Weib. Maddelina sprach wenig, aber dies wenige mit einem sanften Tone und mit einer bescheiden gefälligen Miene, die Emilien einnahm. Sie frühstückte an einem besondern Tische mit Dorina, während Ugo und Bertrand ein Mahl von Toscanischem Schinken und Wein mit ihrem Wirthe vor der Thüre verzehrten. Ugo stand eilends auf, fragte nach seinem Maulesel und Emilie hörte, daß er nach Udolpho zurückkehrte, während Bertrand in der Hütte blieb — Dieser Umstand beängstigte sie, wiewohl es ihr nicht unerwartet war.

Als Ugo fort war, wollte Emilie in dem Wäldchen spatziren gehn; da sie aber hörte, daß sie ohne Bertrands Begleitung die Hütte nicht verlassen dürfte, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, dessen Einsamkeit sie | der Gesellschaft der Menschen unten im Hause vorzog. Sie aß auch oben und Maddelina durfte ihr aufwarten. Sie erfuhr aus dem unbefangenen Gespräch dieses Mädgens, daß der Bauer und seine Frau alte Bewohner dieser Hütte waren, die Montoni ihnen zur Belohnung für einen Dienst, den Marco, des alten Carlos Vetter, ihm vor mehrern Jahren geleistet, gekauft hatte. »Dies ist

schon so viele Jahre her, Signora«, setzte Maddelina hinzu, »daß ich nichts mehr davon weiß, allein mein Vater muß wohl dem Signor einen sehr wichtigen Dienst geleistet haben: denn die Mutter hat oft gesagt, daß diese Hütte das wenigste war, womit er ihn belohnen konnte.«

Emilie hörte mit einer quälenden Aufmerksamkeit diese Erzählung an, die ein ungünstiges Licht auf Marcos Character zu werfen schien; denn sie konnte kaum zweifeln, daß der Dienst, den Montoni so belohnt hatte, sträflich gewesen sey; und wenn dem so war, so hatte sie nur zu viel Ursache zu glauben, daß man sie aus übler Absicht in seine Hände gegeben hatte. »Hast du niemals gehört, wie lange es her ist« — fragte Emilie, die an Signora Laurentinis Verschwinden aus dem Schlosse dachte, »daß dein Vater dem Signor den Dienst leistete, wovon du sprachst?«

»Es war kurz zuvor, ehe er hieher zog, Signora«, erwiederte Maddelina, »und das mögen nun achtzehn Jahre seyn.«

| Dies war ohngefähr die Zeit, wo die Signora Laurentini verschwunden seyn sollte, und es fiel Emilien ein, daß Marco vielleicht dabei geholfen hätte, vielleicht gar zu einem Morde gebraucht worden sey. Dieser schreckliche Gedanke versetzte sie in so tiefes Nachdenken, daß Maddelina von ihr unbemerkt, das Zimmer verließ, und sie sich lange keines Gegenstandes um sie her, bewußt war. Endlich kamen ihr Thränen zu Hülfe; ihr Gemüth wurde ruhiger; sie hörte auf, vor Uebeln zu zittern, die vielleicht nie eintreten würden und gewann Fassung genug, ihre Gedanken von sich selbst abzuziehn. Sie erinnerte sich an die wenigen Bücher, die sie bei ihrer eiligen Abreise aus Udolpho eingepackt hatte, und setzte sich mit einem davon an ihr anmuthiges Fenster, wo ihre Augen oft vom Blatte weg auf die Landschaft wanderten, deren Schönheit ihre Seele allmählig in sanfte Melancholie wiegte.

Sie blieb allein bis gegen Abend und sah die Sonne den westlichen Himmel hinabsteigen, ihre ganze Pracht von Licht und Schatten auf die Berge werfen, und den fernen Ozean mit seinen steuernden Seegeln bestrahlen, indem sie in die Wellen sank. Jetzt,

in der melancholischen Stunde der Dämmerung kehrten ihre sanftern Gedanken zu Valancourt hin; sie erinnerte sich aufs neue jedes Umstandes bei der mitternächtlichen Musik, wurde immer fester überzeugt, daß sie seine Stimme gehört hätte und sah mit Empfindungen des Schmerzes und einer wehmüthigen Sehnsucht nach jener dunkeln Wohnung zurück.

| Erfrischt durch die kühle, balsamische Luft verweilte sie bis lange nach Sonnenuntergang im Fenster. Um nicht die rauhen Gesichter des Bauern und seiner Frau zu sehn, blieb sie ohne Abendessen, und weinte aufs neue über ihre unglückliche gefahrvolle Lage, bei deren Betrachtung der kleine Ueberrest ihrer Stärke ganz verschwand. Sie wünschte, von der schweren Bürde des Lebens entbunden zu seyn, die sie so lange niedergedrückt hatte, und flehte den Himmel an, sie aus Barmherzigkeit zu ihren Eltern zu nehmen.

Müde von Weinen legte sie sich endlich auf ihre Matratze nieder, und sank in Schlaf; bald aber wurde sie durch ein Klopfen an ihrer Kammerthüre aufgeweckt, und hörte sich bei Namen rufen. Bertrands Bild, mit dem Dolch in der Hand, erschien vor ihrer erschreckten Phantasie; sie öffnete weder die Thüre, noch antwortete sie, sondern horchte in tiefen Stillschweigen, bis die Stimme nochmal leise ihren Namen wiederholte. Sie fragte, wer da wäre? — »ich bin es, Signora« erwiderte die Stimme, die sie nun für Maddelina's erkannte, »wachen Sie doch auf. Erschrecken Sie nur nicht; ich bin es.«

»Und was bringt dich so spät hieher, Maddelina?« sagte Emilie. — »Stille, Signora, ums Himmels willen stille; wenn man uns hörte, so würde es mir übel gehn. | Mein Vater und Mutter und Bertrand sind alle zu Bette gegangen«, fuhr Maddelina fort, indem sie leise die Thüre zumachte, und näher schlich; »und ich habe Ihnen etwas zu essen gebracht, weil Sie nicht zu Tisch herunter gekommen sind. Hier sind einige Feigen und Trauben und ein halber Becher Wein.« Emilie dankte ihr, äusserte aber ihre Besorgnis, daß diese Güte ihr Dorinas Unwillen zuziehn würde, wenn sie merkte, daß die Früchte

fort wären. »Nimm sie zurück, liebe Maddelina«, setzte sie hinzu, »es wird mir weniger leid thun, sie zu entbehren, als es mir leid thun würde, wenn dir deine Gutherzigkeit Verdruß zuzöge.«

»O Signora, das dürfen Sie nicht fürchten«, erwiederte Maddelina, »ich legte die Früchte von meiner eigenen Mahlzeit zurück, und es wird mich sehr betrüben, wenn Sie sie nicht annehmen wollen.« Emilie wurde durch diesen Beweis von Güte so sehr gerührt, daß sie nicht antworten konnte. Maddelina betrachtete sie stillschweigend; sie misdeutete die Ursache ihrer Thränen und suchte sie zu trösten. »Weinen Sie nicht so sehr, liebe Signora. Es ist wahr, meine Mutter ist zu Zeiten etwas schlimm, aber es geht bald vorüber, und so ziehn Sie sichs nicht so sehr zu Herzen. Sie schilt mich oft, aber ich habe gelernt, es stillschweigend zu ertragen, und wenn sie ausgescholten hat, schleiche ich mich in den Wald und vergesse alles, wenn ich mein Liedchen singen kann.«

| Emilie lächelte durch ihre Thränen, nannte Maddelina ein gutes Mädchen und nahm ihr dargebrachtes an. Sie hätte gerne gewußt, ob Bertrand und Dorina von Montoni oder von seinen Absichten mit ihr gesprochen hätten, allein sie mochte das unschuldige Mädgen nicht zu der Niederträchtigkeit verführen, das geheime Gespräch ihrer Eltern zu verrathen. Als sie fortgieng, bat sie Emilie, so oft sie dürfte zu ihr herauf zu kommen, Maddelina versprach es und schlich sich leise in ihr Kämmerchen zurück.

Mehrere Tage verstrichen Emilien auf diese Art in ihrem Zimmer; sie sah Maddelina nur bei Tisch, und das sanfte Gesicht und Wesen dieses Mädgens war ihr ein süßerer Trost, als sie seit vielen Monden gekannt hatte. Es gefiel ihr immer mehr auf ihrem angenehmen umlaubten Zimmer, und sie fieng an, das Gefühl von Sicherheit darin zu schmecken, das uns an unsre Heimath zu binden pfl egt. Ihre Seele, die durch keine neue Ursachen zur Unruhe geschreckt wurde, erlangte Heiterkeit genug wieder, um sich an ihren Büchern zu ergötzen, unter welchen sie einige unvollendete Entwürfe von Landschaften, einige weisse Bogen Papier, nebst ihrem Zeichengeräth fand. Sie war auf solche Art

im Stande sich mit der Auswahl einiger angenehmer Aussichten ihres Fensters zu unterhalten und sie zu Scenen zu verbinden, welchen ihre geschmackvolle Phantasie eine erhöhte Anmuth gab. Sie pflegte in diese kleinen Skizzen interessante Gruppen zu mischen und stellte oft mit Genauigkeit eine einfache rührende Geschichte dar, wobei sie, wenn eine Thräne auf die Leiden fiel, die ihre Einbildungskraft in Gemälden entwarf, auf einen Augenblick ihren wirklichen Kummer vergas. So brachte sie unschuldsvoll die schweren Stunden des Unglücks hin und erwartete mit sanfter Geduld die Begebenheiten der Zukunft.

Ein schöner Abend, der auf einen schwülen Tag folgte, bewegte Emilien endlich, spazieren zu gehen, so unangenehm ihr auch Bertrands Begleitung war. Sie verließ mit Maddelinen die Hütte, und Bertrand, der ihnen nachfolgte, ließ sie ihren Weg wählen. Der Abend war kühl und still und sie konnte nicht ohne Entzücken die Gegend umher betrachten. Wie lieblich schien ihr das glänzende Blau, das die ganze obere Region der Luft färbte, und dann tiefer hinwelkend sich im Saffranglanz verlor. Emilie folgte dem Laufe des Stroms bis an die See, die den reinen Glanz der untergehenden Sonne zurückstrahlte, während die Klippen die über das Ufer ragten, in die letzten Strahlen getaucht waren. Ein hohes Gebürge schloß zur Rechten das Thal, dessen Gipfel mit einem verfallnen Thurm gekrönt war, der jetzt zur Warte diente; die zertrümmerten Zinnen und ausgebreiteten Schwingen der Seevögel, die umher schwirrten, wurden noch beleuchtet von den aufsteigenden Sonnenstrahlen, ohngeachtet ihre Scheibe schon unter den Horizont sank, während der erste Schatten der Dämmerung sich schon über den | untern Theil der Ruinen, über die Klippe, worauf der Thurm stand und über die Wellen an seinem Fuße verbreitete.

Die See schien in ungestörter Ruhe zu schlummern; ihre Wellen, die murmelnd am Ufer erstarben, flossen mit der sanftesten Bewegung, während die glatte Fläche in gemilderter Schönheit den Rosenhauch des Westen zurückstrahlte. Emilie dachte, auf den Ozean hinblickend, an Frankreich und an vergangne Zeiten, und

wünschte, o wie sehnsuchtsvoll und vergebens! daß seine Wellen sie nach ihrer fernen Heimath tragen möchten.

»Ach! Dieses Schiff«, sagte sie, »welches so stattlich mit seinen schlanken Seegeln dahin gleitet, geht vielleicht nach Frankreich! Glückliches, glückliches Fahrzeug!« — Sie sah mit warmer Empfindung darauf hin, bis das Grau der Dämmerung die Entfernung verdunkelte, und es vor ihrem Blick verschleierte. Das melancholische Geräusch der Wellen zu ihren Füßen nährte die Zärtlichkeit, die ihr Thränen entlockte; es war das einzige Geräusch, was sie hörte, bis ein Chor von Stimmen durch die Luft drang. Sie stand still, wünschte mehr zu hören, fürchtete aber bemerkt zu werden, und sah sich zum erstenmal nach ihrem Beschützer Bertrand um, der in kurzer Entfernung in Gesellschaft eines andern ihnen folgte. Durch diese Bemerkung aufgemuntert, gieng sie den Tönen näher, die hinter | einer Klippe, die über das Ufer hervorragte, aufzusteigen schienen. Die Musik machte eine plötzliche Pause und gleich darauf sang eine weibliche Stimme eine Art von Gesang. Emilie beschleunigte ihre Schritte, und sah hinter dem Felsen zwei Gruppen von Bauern. Die eine saß unter dem Schatten, die andre stand am Rande der See um das Mädchen, das singend einen Blumenkranz in der Hand hielt, den sie ins Wasser werfen zu wollen schien.

Emilie hörte mit aufmerksamer Verwunderung ein Lied an die Nympe des See, in einer reinen schönen Toscanischen Mundart gesungen und von einigen ländlichen Instrumenten begleitet. Die Herumstehenden wiederholten die letzten Worte, der Blumenkranz wurde ins Wasser geworfen und das Chor verstummte.

»Was bedeutet dies, Maddelina«, sagte Emilie, von dem süßen Taumel erwachend, worin die Musik sie gewiegt hatte. »Es ist heute Festabend«, erwiderte Maddelina, »wo die Bauern sich mit allerlei Zeitvertreiben zu belustigen pflegen.«

»Aber es war die Rede von einer Seenympe. Was haben diese guten Leute mit Seenymphen zu thun?«

»O Signora«, versetzte Maddelina, die Emilien Verwunderung

unrecht verstand, »niemand *glaubt* an solche Dinge, aber unsre alten Lieder singen davon, | und wenn wir fröhlich sind, bringen wir den Nymphen Lieder und werfen Kränze in die See.«

Emilien hatte frühzeitig gelernt, Florenz als den Sitz der Litteratur und schönen Künste zu verehren, allein es überraschte sie, und erregte ihre Bewunderung, daß der Geschmack an klassischer Geschichte sich bis auf die Bauern erstreckte. Das arkadische Ansehn der Mädgen zog zunächst ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie trugen einen kurzen Rock von hellgrüner Farbe, mit einer Borte von weisser Seide: die weiten Ärmeln waren auf den Schultern mit Bändern und Blumen aufgebunden. Auch ihr Haar, das in Locken um den Nacken fiel, war mit Blumen durchflochten, und ein kleiner Strohhut, etwas hinterwärts und auf eine Seite gesetzt, gab der ganzen Gestalt ein muntres, schalkhaftes Ansehn. Nachdem das Lied zu Ende war, näherten sich verschiedene Mädgen Emilien, luden sie ein, sich zu ihnen zu setzen und boten ihr und Maddelinan, die sie kannten, Trauben und Feigen an.

Emilie nahm ihre Höflichkeit an, und fand Gefallen an der Anmuth und Grazie, die in ihrem Wesen herrschte und ihnen ganz natürlich zu seyn schien. Bertrand näherte sich bald darauf und wollte sie eilig wegführen, allein ein Bauer reichte ihm eine Flasche und foderte ihn auf zu trinken; eine Versuchung, der Bertrand selten widerstehn konnte.

| »Laßt die jungen Frauenzimmer tanzen, mein Freund«, sagte der Bauer, »indeß wir die Flasche leeren. Sie wollen eben anfangen. Spielt lustig Bursche! rührt die Trommeln und Pfeifen.«

Sie spielten lustig auf und die jüngern Bauern stellten sich in einen Kreis, zu welchem Emilie sich gern gesellt haben würde, wenn ihre Kräfte ihrer Neigung gleich gewesen wären. Maddelina trippelte mit leichten Schritten und Emilie vergas ihr eignes Leiden, indem sie der Fröhlichkeit andrer zusah.

Bertrand befand sich so wohl bei seiner ersten Flasche, daß er sich gerne gefallen ließ, noch die zweite anzubrechen, und es war spät, ehe Emilie nicht ohne Besorgnis nach der Hütte zurückkehrte.

Nach diesem Abend gieng sie öfter mit Maddelinen aus, aber nie ohne Bertrands Begleitung, und ihre Seele wurde nach und nach so ruhig als ihre Lage es zuließ. Die Ruhe, worin man sie leben ließ, machte ihr Hofnung, daß man sie nicht aus übler Absicht hieher geschickt hätte, und hätte sie nicht den Gedanken gehegt, daß Valancourt vielleicht jetzt ein Einwohner des Schlosses wäre, so würde sie gewünscht haben, in dieser Hütte zu bleiben, bis sich eine Gelegenheit darböte, in ihr Vaterland zurückzukehren. Nur blieb ihr die Ursache, warum Montoni sie nach Toscanien geschickt hatte, ein Räthsel, sie konnte sich nicht einbilden, daß er diesen Schritt aus Rücksicht für sie gethan hätte.

| Sie hatte schon eine ganze Zeit in der Hütte gelebt, ehe ihr einfiel, daß sie bey ihrer plötzlichen Abreise aus Udolpho die Papiere ihrer verstorbnen Tante vergessen hatte; allein sie suchte sich mit der Hofnung zu beruhigen, daß Montoni diese Papiere an dem finstern Orte, wo sie lagen, nicht finden würde.

Achtes Kapitel

Wir kehren nun auf einen Augenblick nach Venedig zurück, wo der Graf Morano unter gehäuften Unglück litt. Kurz nach seiner Ankunft in diese Stadt war er auf Befehl des Senats verhaftet worden, und sah sich ohne zu wissen, weswegen man ihn in Verhaft hatte, an einen Ort gebracht, wo die ämsigsten Nachforschungen seiner Freunde ihn nicht ausfinden konnten. Er konnte den Feind, der ihn in dies Unglück gestürzt hatte, nicht errathen, wenn es nicht Montoni war. Auf diesen fiel sein Verdacht nicht nur mit Wahrscheinlichkeit, sondern mit Recht.

Montoni hatte bei Gelegenheit des vergifteten Bechers den Grafen in Verdacht gezogen; da er aber den nothwendigen Beweis nicht herbeischaffen konnte, | so nahm er seine Zuflucht zu andern Mitteln der Rache. Er ließ durch eine Person, auf die er sich verlassen zu können glaubte, einen Anklagebrief in die Denunzie

secrete, oder Löwen Rachen werfen, die in einer Gallerie von des Dogen Pallaste als Aufbehältnis für anonyme Anklagen gegen Uebelgesinnte angebracht sind. Da bei solchen Gelegenheiten der Ankläger nie mit dem Angeklagten confrontirt wird, so kann man ohne Strafe oder Entdeckung zu fürchten seinen Feind fälschlich anklagen und eine ungerechte Rache befriedigen. Daß Montoni zu einem so teuflischen Mittel seine Zuflucht nahm, um einen Mann zu Grunde zu richten, den er in Verdacht hatte, ihm nach dem Leben getrachtet zu haben, kann nicht befremdend seyn. Er beschuldigte den Grafen in dem Briefe, den er zum Werkzeuge seiner Rache brauchte, übler Absichten gegen den Staat, die er mit aller möglichen Glaubhaftigkeit darzustellen wußte. Der Senat, bei dem damals ein Verdacht beinahe für Beweis galt, verhaftete den Grafen auf diese Anklage und warf ihn, ohne ihm nur einen Wink wegen seines Verbrechens zu geben, in eines der geheimen Gefängnisse, die das Schrecken der Venetianer waren, und in welchen oft Menschen schmachteten und starben, ohne von ihren Freunden entdeckt zu werden.

Morano hatte mehrere Mitglieder des Senats persönlich beleidigt; einigen hatte seine Lebensart, andern wieder sein Ehrgeitz ihn verhaßt gemacht; und es war nicht zu erwarten, daß Nachsicht die Strenge | eines Gesetzes mildern sollte, wovon nur seine Feinde dispensiren konnten.

Montoni war indessen Gefahren von anderer Art ausgesetzt. Sein Schloß war von Truppen belagert, die um den Sieg zu erlangen, alles wagen zu wollen schienen. Die Festung aber war ihrem Angriff zu stark, und die tapfre Vertheidigung der Besatzung sowohl als die kärgliche Nahrung in diesen wilden Gebürgen setzte sie bald in die Nothwendigkeit, die Belagerung aufzuheben.

So bald Montoni sich wieder im ruhigen Besitz von Udolpho sah, schickte er Ugo nach Toscanien, um Emilien zu holen, die er in dieser Hütte sichrer geglaubt hatte, als in einem Schlosse, das damals in Gefahr stand, vom Feinde eingenommen zu werden. So wie es auf Udolpho wieder ruhig war, wünschte er, sie wieder unter

seinem Schutze zu sehn, und gab Ugo den Auftrag, sie mit Bertrand zurück zu bringen. Emilie sagte der guten Maddelina ungerne Lebewohl und sah sich nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Toscanien — wo sie eine Zwischenzeit der Ruhe genossen hatte, die ihr durchaus nothwendig war, um ihre lange gequälten Lebensgeister aufrecht zu halten, noch einmal auf den Apenninen, von deren Höhe sie einen langen traurigen Scheideblick aus das schöne Land warf, das sich zu ihren Füßen hinstreckte.

| Sie verließen gegen Mittag die Hütte, und es war schon lange Abend, ehe sie die Gegend von Udolpho erreichten. Es war Mondschein, aber er ließ sich nur zu Zeiten sehn, denn der Himmel war unwölket, und sie ritten bei dem Scheine der Fackel, die Ugo trug, schweigend fort. Emilie dachte über ihre Lage nach und Bertrand und Ugo genossen im voraus die Annehmlichkeit einer Flasche Weins und eines guten Feuers, denn sie hatten seit einiger Zeit die Verschiedenheit zwischen den warmen Himmelsstrich von Toscanien und der scharfen Luft dieser höhern Regionen empfunden. Emilie wurde endlich durch den fernen Klang der Schloßglocke die sie nicht ohne einen gewissen Schauer hörte, aus ihrer Träumerei geweckt. Noch ein Schlag und noch einer folgte, und starb in dumpfen Nachhall zwischen den Gebürgen. Ihrer trauernden Einbildungskraft kam es als das Schlagen einer Todtenglocke vor, die eine wichtige Periode für sie abmaas.

Sie ritten das Thal hinab, und bald sah sie die alten Mauern und vom Monde beleuchteten Thürme über den Wald hervorragten. Hofnung und Schrecken stritten in ihrem Herzen: es war Montonis Aufenthalt, allein vielleicht umschloß er auch Valancourt; und sie konnte sich diesen Gedanken nicht denken; ohne daß Freude und Hofnung in ihrem Herzen auflebten.

Die Schloßglocke schlug zwölf, und es erscholl eine Trompete. »Was bedeutet diese Trompete«, fragte | Emilie, »das ist eine neue Gewohnheit.« — »Es ist nur eine alte, Fräulein, die wir wieder eingeführt haben; man bedient sich ihrer immer in Kriegszeiten. Wir haben sie seit der Belagerung alle Nacht erschallen lassen.«

Sie waren nun ans Thor gekommen, wo Bertrand ein Licht durch ein kleines Fenster schimmern sah. Er rief laut und der Soldat der heraus sah, fragte, wer da! »Ich bringe euch hier einen Gefangnen«, sagte Ugo, »macht das Thor auf und laßt uns herein.«

»Hah! seyd ihr es«, rief der Soldat! — »Ich werde sogleich bey euch seyn.« Emilie hörte ihn die Treppen herunter kommen und die schwere Kette fallen, er riegelte eine kleine Thüre auf und hielt die Lampe niedrig um ihnen den Weg nach dem Thore zu zeigen: sie sah sich noch einmal unter dem dunkeln Bogen und hörte die Thüre zumachen, die sie auf immer von der Welt abzuschließen schien. Sie waren nun über den zweiten Hof gegangen und erreichten die Thüre der Halle, als der Soldat ihnen gute Nacht wünschte, und zu seinem Posten zurückeilte. Emilie überlegte bei sich, wie sie wohl Montoni zu sehn, vermeiden und sich unbenutzt in ihr altes Zimmer schleichen könnte, denn sie schauderte vor dem Gedanken, ihn oder jemand von seiner Parthey um diese Stunde zu treffen. Es war ein solcher Lärm im Schlosse, daß Ugo einigemal an die Thüre der Halle klopfte, ohne gehört zu werden.

| Endlich erschien Carlo; Emilie bat ihn, ihr sogleich Annetten mit einem Lichte auf die große Gallerie zu schicken, wo sie auf sie warten wollte, und gieng dann mit eiligen Schritten nach der Wendeltreppe zu, während Bertrand und Ugo, die mit Ungeduld nach einem Abendessen und einem warmen Kaminfeuer verlangten, mit der Fackel dem alten Carlo in das Bedientenzimmer folgten. Emilie suchte bei dem schwachen Strahl, der von der oben hängenden Lampe auf die Bogengänge dieses großen Saals herabfiel, ihren Weg nach der Wendeltreppe zu finden. Einmal schien es ihr, als wenn sie einen tiefen Ton aus dem dunkeln Gange hinter ihr hörte; sie drehte sich um und glaubte etwas glänzendes sich bewegen zu sehn; es war in diesem Augenblicke unmöglich sich von ihrer Furcht loszumachen, und sie schlich leise einige Stufen weiter herunter.

Da Annette noch nicht erschien, glaubte Emilie, daß sie zu Bette gegangen wäre, und daß niemand sie aufwecken wollte:

die Aussicht, die sie nun vor sich hatte, die Nacht im dunkeln an diesem oder einem andern eben so verwaisten Orte zuzubringen, denn sie wußte, daß es unmöglich war, sich im Dunkeln durch alle die Winkelgänge nach ihrem Zimmer zu finden, preßte ihr Thränen aus.

Indem sie so da sas, glaubte sie aufs neue einen seltsamen Ton aus der Gallerie zu hören; sie horchte und wagte kaum zu athmen, allein das immer stärker werdende Geräusch von unten verschlang jeden andern Laut. Bald darauf hörte sie Montoni und seine Gefährten in den Saal stürzen; sie schienen sehr betrunken zu seyn und ihren Schritt nach der Wendeltreppe zu richten. Es fiel ihr nun ein, daß sie diesen Weg nehmen mußten; sie vergas alle Schrecknisse der Gallerie, stürzte eilig hinein, um sich in einen Winkel zu verbergen, bis die Herren fort seyn würden.

Sie tappte mit ausgestreckten Händen in dem Gange hin, und hörte noch immer die Stimmen von Personen, die unten an der Treppe im Gespräch zu seyn schienen. »Ach!« sagte sie zu sich selbst, »sie wissen bereits um meine Ankunft und Montoni ist selbst gekommen, mich aufzusuchen. In dem Zustande worin er jetzt ist, kann er nur eine entsetzliche Absicht haben.« Sie erinnerte sich an den Auftritt im Corridor, am Abend vor ihrer Abreise aus dem Schlosse. »O Valancourt!« rief sie, »ich muß dich also für immer aufgeben. Montonis Ungerechtigkeit noch länger Trotz zu bieten, würde nicht Stärke sondern Unbesonnenheit seyn!« Die Stimmen unten wurden immer lauter: sie unterschied Verazzi und Bartolini unter den übrigen, allein die wenigen Worte die sie auffiehg, machten sie nur noch ängstlicher. Das Gespräch schien sie selbst anzugehn; sie horchte und fand, daß man über sie stritt; jeder schien auf ein vorhergegangenes Versprechen von Montoni zu pochen, der anfangs sie beruhigen und überreden zu wollen schien, zu ihrem Wein zurückzukehren. Endlich wurde er des Streits müde, sagte ihnen, sie müsten sich vergleichen, so gut sie könnten und wollte mit den übrigen wieder in das Zimmer, das sie verlassen hatten, zurückgehen. Verazzi hielt ihn auf: »wo ist sie,

Signor«, rief er ungeduldig — »sagen sie uns, wo sie ist.« »Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich es nicht weiß«, erwiderte Montoni, der etwas betrunken zu seyn schien; »wahrscheinlich ist sie in ihr Zimmer gegangen« — Verazzi und Bartolini ließen nun von ihren Fragen ab, und liefen mit einander nach der Wendeltreppe, während Emilie, die bei ihrem Gespräch so stark gezittert hatte, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte, mit neuen Kräften begeistert schien, so wie sie ihre Schritte hörte. Sie lief mit der Schnelligkeit eines Rehes durch die dunkle Gallerie; aber ehe sie noch das Ende erreicht hatte, sah sie schon das Licht welches Bartolini trug, an der Wand flammen. Beide erschienen und verfolgten sogleich Emilien. In diesem Augenblick strauchelte Bartolini, den seine Ungeduld unvorsichtig machte, und fiel der Länge nach hin. Die Lampe fiel mit hin, und verlösch sogleich; Verazzi ohne sich um die Lampe zu bekümmern, bediente sich dieses Vortheils, den ihm der Zufall über seinen Nebenbuhler gab, und folgte Emilien; dieser aber hatte das Licht einen von den Seitengängen der Gallerie gezeigt, und sie eilte sogleich hinein. Verazzi konnte nur eben den Weg, den sie genommen hatte, erkennen, und folgte ihr nach; allein der Laut ihrer Tritte verschwand bald in der Ferne; da er weniger in diesen | Gängen bekannt war, mußte er sehr behutsam gehen, um nicht eine von den Treppen herunter zu fallen, die in den Gängen dieses alten Schlosses so häufig waren. Dieser Seitengang führte Emilien endlich in den Corridor, der an ihr Zimmer sties, und da sie keinen Fußtritt mehr hinter sich hörte, stand sie still, um Athem zu schöpfen, und zu überlegen, was sie thun sollte; Sie hatte diesen Weg nur genommen, weil es der erste war, der ihr in die Augen fiel, und nun sie das Ende erreicht hatte, war sie eben so verlegen, als zuvor. Sie wußte nicht wohin sie gehn, oder wie sie ihren Weg im dunkeln weiter finden sollte; nur das sah sie ein, daß sie nicht in ihr Zimmer gehn durfte, weil man sie da gewis zuerst suchen würde, und ihre Gefahr wurde mit jedem Augenblick größer, da sie in der Nähe desselben verweilte. Doch war sie so sehr erschöpft und athemlos, daß sie einige Minuten stehn bleiben mußte. Indem sie so

da stand, sah sie ein Licht durch eine Thüre an der Gallerie schimmern, und errieth aus der Lage, daß es die Thüre zu dem geheimnissvollen Zimmer war, wo sie die Entdeckung gemacht hatte, deren sie sich noch immer nicht ohne Entsetzen erinnerte. Es befremdete sie sehr, in diesem Zimmer und um diese Stunde ein Licht zu sehn, und sie fühlte ein plötzliches Entsetzen, das ihr nicht zuließ, ihre Augen wieder dahin zu richten. Sie erwartete beinahe, die Thüre langsam öffnen und einen schrecklichen Gegenstand erscheinen zu sehn. Längs dem Gange war nichts zu sehn und zu hören, und sie vermutete, | daß Verazzi zurückgegangen wäre, um Licht zu holen. Er mußte in kurzem wieder kommen, und sie überlegte von neuem, welchen Weg sie nehmen oder vielmehr, welchen Weg sie im Dunkeln finden könnte.

Ein schwacher Strahl schimmerte noch immer durch die Thüre, aber ihr Graußen vor jenem Zimmer war so groß, daß sie nicht über sich vermogt haben würde, sich in seine Geheimnisse zu wagen, wenn sie auch versichert gewesen wäre, ein Licht darin zu finden. Sie holte noch immer schwer Athem und stand an die Wand gelehnt, als sie eine Stimme ganz nahe hörte. Sie hatte Gegenwart des Geistes genug, an sich zu halten und erkannte im nächsten Augenblick daß es Verazzis Stimme war, der mit sich selbst zu sprechen schien, ohne zu wissen, daß sie da wäre. »Die Luft ist frischer hier«, sagte er, »dies muß der Corridor seyn.« Vielleicht gehörte er zu den Helden, die muthiger einem Feinde als der Dunkelheit entgegen gehn, und suchte seinen Muth durch den Ton seiner eignen Stimme zu stärken. Genug, er wandte sich zur Rechten und schlich vorsichtig nach Emiliens Zimmer; er schien zu vergessen, daß sie im Finstern selbst in ihrem Zimmer ihm leicht ausweichen konnte, und blieb wie ein Betrunkner, hartnäckig auf der Idee, die sich einmal seiner Einbildungskraft bemeistert hatte.

Sobald sie ihn fortgehen hörte, verließ sie ihren Platz und schlich leise nach dem andern Ende des Gan|ges, entschlossen, sich dem Zufall zu überlassen, und den ersten Ausgang den sie finden könnte, zu nehmen; allein ehe sie noch dazu kam, fiel ein Licht auf die Wand

der Gallerie, und sie sah Verazzi nach ihrem Zimmer vorüber gehn. Sie machte sich geschwind in einen Gang zur linken, ohne wie sie glaubte bemerkt zu werden, gleich nachher aber schimmerte ein anderes Licht am fernern Ende des Gangs und setzte sie in neues Schrecken. Unschlüssig was sie machen sollte, erblickte sie zu ihrer großen Freude Annetten, und eilte ihr entgegen: allein ihre Unvorsichtigkeit beunruhigte Emilien aufs neue — so bald sie ihre Herrschaft erblickte, sties sie ein Freudengeschrei aus, und es vergiengen einige Minuten, ehe sie dahin gebracht werden konnte, zu schweigen, oder Emilien loszulassen, die sie feurig in ihre Arme schloß. Als es Emilien endlich gelang ihr ihre Gefahr begreiflich zu machen, eilten sie nach Annetten's Zimmer, das in einem andern Flügel des Schlosses lag. Keine Furcht konnte indessen Annetten zum Schweigen bringen. »O theures Fräulein«, rief sie, »was habe ich unterdes ausgestanden! ich glaubte, ich würde sie in meinem Leben nicht wieder sehn!« »Still«, sagte Emilie, die wieder ein Geräusch zu hören glaubte, »um Gottes willen sey stille, bis wir in deinem Zimmer sind.« Sie erreichten es endlich; Annette verriegelte die Thüre, und erzählte nun Emilien, die sich aufs Bette gesetzt hatte, nach ihrer langweiligen Art alles was indessen vorgegangen war. Indem sich Emilie auf die Matratze niederlegen wollte, glaubte sie | wieder ein Geräusch auf dem Gange zu hören. Annette suchte sie zu überreden, daß es nur der Wind wäre, als sie deutlich Fußstritte an der Thüre unterschieden. Annette sprang auf, allein Emilien bat sie dringend, zu bleiben und horchte in ängstlicher Erwartung — endlich rief es Annetten bei Namen, — »heilige Jungfrau«, rief sie, »es ist Ludovico!« — Sie stand auf um die Thüre zu öffnen, allein Emilie hielt sie zurück, bis sie gewiß seyn würde, ob er allein wäre. Endlich sprach Annette durch die Thüre mit ihm, und hörte, daß er gekommen wäre, um nach ihr zu sehn, und sie wieder einzuschließen. Emilie fürchtete gehört zu werden, wenn sie länger durch die Thüre spräche; sie ließ Annetten aufmachen und sah einen jungen Mann hereintreten, dessen ofne Gesichtsbildung die günstige Meinung bestätigte, die seine Sorgfalt für Annetten

ihr bereits beigebracht hatte. Sie bat ihn um seinen Schutz, wofern Verazzi dies nöthig machen sollte, und Ludovico erbot sich die Nacht in einem alten Zimmer, nicht weit von dem ihrigen, zuzubringen und sobald es nöthig wäre, ihr zu Hülfe zu kommen.

Emilie wurde durch dieses Anerbieten sehr beruhigt, und Ludovico gieng auf seinen Posten, während sie noch einmal auf ihrem Lager zu ruhen versuchte. Allein ein Heer von Vorstellungen drang auf sie ein, und verscheuchte den Schlaf.

Den andern Morgen hatte Emilie ein langes Gespräch mit Ludovico; sie erfuhr verschiedne Umstände | wegen des Schlosses und erhielt Winke von Montonis Absichten, die ihre Unruhe sehr vermehrten. Sie äusserte Ludovico ihre Verwunderung, daß er selbst im Schlosse bliebe, da er doch die Gefahr seiner Lage einzusehn schien, und er antwortete, daß es auch nicht seine Absicht wäre, noch lange zu verweilen. Sie wagte hierauf ihn zu fragen, ob er ihr nicht zur Flucht aus dem Schlosse behülflich sehn könnte. Er versicherte sie seiner Bereitwilligkeit, stellte ihr aber die Schwierigkeit des Unternehmens und ihre Gefahr vor, wenn Montoni sie einholte, ehe sie über die Berge wären. Doch versprach er, aufmerksam auf jeden Umstand zu seyn, und auf einen Plan zu denken.

Emilie vertraute ihm nun Valancourts Namen an, und trug ihm auf, sich zu erkundigen, ob sich ein Gefangner dieses Namens im Schlosse befände. Kaum war er fort, als Montoni, der sich nun von dem Rausch der vergangnen Nacht erholt hatte, sie rufen ließ. Sie gieng sogleich zu ihm und fand ihn allein. »Sie sind die vergangne Nacht nicht in ihrem Zimmer gewesen«, sagte er, »wo waren Sie denn?« Emilie sagte ihm die Ursache und bat ihn, sie in Zukunft vor ähnlichen Auftritten zu schützen. »Sie kennen die Bedingungen meines Schutzes«, sagte er, »wenn Ihnen würclich daran liegt, so werden Sie ihn sich zu erhalten wissen.«

Diese ofne Erklärung, daß er sie nur unter gewissen Bedingungen beschützen wollte, während sie als Gefangne im Schlosse bliebe, ließ Emilien fühlen, wie nothwendig es war, ihm unverzüglich zu

willfahren: doch fragte sie erst, ob er sie ohne Aufschub wollte abreisen lassen, wenn sie ihre Ansprüche auf die Güter fahren ließe. Er versprach es aufs feierlichste und legte ihr sogleich ein Papier zur Unterschrift vor.

Sie war eine Zeitlang unvernünftig zu unterschreiben; ihr Herz wurde von kämpfenden Regungen zerrissen, denn sie war im Begriff das ganze Glück ihrer Zukunft aufzugeben — die Hoffnung hinzugeben, die sie in so vielen Stunden der Widerwärtigkeit aufrecht gehalten hatte.

Montoni wiederholte sein Versprechen, sagte, daß seine Zeit edel wäre, und — sie unterschrieb. Sobald es geschehn war, fiel sie in ihren Stuhl zurück, erholte sich aber bald, und bat ihn, die nöthigen Befehle zu ihrer Abreise zu geben, und ihr Annettens Begleitung zu erlauben. Montoni lächelte. »Sie sollen reisen, aber es braucht nicht jetzt gleich zu geschehn. Erst muß ich im Besitz der Güter seyn, dann mögen Sie in Gottes Namen nach Frankreich zurückgehn.«

Die überlegte Niederträchtigkeit, womit er sein feierliches Versprechen brach, traf Emilien eben so empfindlich, als die Ueberzeugung, daß sie ein fruchtloses Opfer gebracht hatte. Sie fand keine Worte, um auszudrücken, was sie fühlte, und wußte auch, daß es vergebens seyn würde. Sie sah Montoni verächtlich an; er drehte sich um und bat sie, sich in ihr Zimmer zu begeben; allein sie sank kraftlos in einen Stuhl und seufzte, ohne Worte oder Thränen zu finden.

»Warum hängen Sie diesem kindischen Schmerz nach?« sagte er. »Suchen Sie sich zu fassen und geduldig zu ertragen, was nicht zu ändern ist: Sie haben kein wirkliches Uebel zu beklagen; seyn Sie geduldig; Sie werden schon nach Frankreich kommen. Jetzt aber gehn Sie auf ihr Zimmer.«

»Ich getraue mir nicht an einen Ort zu gehn«, sagte sie, »wo ich vor einem Ueberfall des Signor Varezzi nicht sicher bin.« »Habe ich nicht versprochen, Sie zu schützen?«, sagte Montoni. — »Freilich haben Sie es versprochen«, erwiderte Emilie stockend. — »Und ist mein Versprechen nicht genug«, setzte er finster hinzu. —

»Wenn Sie sich an Ihr voriges Versprechen erinnern, Signor!« sagte Emilie zitternd, »so werden Sie selbst bestimmen, ob ich mich auf dieses verlassen kann.« »Wollen Sie mich also dahin bringen zu erklären, daß ich Sie nicht beschützen will?« sagte Montoni mit stolzem Unwillen. »Wenn Sie das befriedigen kann, so will ich sogleich Ihnen willfahren. — Gehn Sie auf Ihr Zimmer, ehe ich mein Versprechen zurücknehme: Sie brauchen dort nichts zu fürchten.«

Emilie verließ das Zimmer und gieng langsam in den Vorsaal. Hier beflügelte die Furcht, Varezzi | oder Bertolini zu treffen, ihre Schritte, und sie erreichte, so schwach sie auch war, noch einmal ihr Zimmer. Nachdem sie sich furchtsam umgesehn hatte, verriegelte sie die Thüre und setzte sich ans Fenster. Sie suchte sich zu überreden, daß Montoni wirklich die Absicht hätte, sie nach Frankreich zurück zu schicken, sobald er ihr Vermögen gesichert haben würde; doch setzte sie ihre vorzüglichste Hofnung auf Ludovico, dem sie zutraute, daß er sich ihrer Sache eifrig annehmen würde, so wenig er sich auch von dem Ausgange zu versprechen schien. Eins aber freute sie. Sie war mehrmals im Begrif gewesen, Valancourts zu erwähnen, und seine Befreiung, wenn er wirklich hier gefangen wäre, zur Bedingung ihrer Unterschrift zu machen. Hätte sie es gethan, so würde Montoni ihn wahrscheinlich mit neuer Härte behandelt, und um sichrer zu seyn, ihn lebenslang in Gefangenschaft behalten haben.

So verstrich der traurige Tag, wie sie schon mehrere zugebracht hatte. Als die Nacht heran kam, würde sie sich nach Annetens Zimmer begeben haben, wenn nicht ein besonderes Gefühl sie trotz ihrer Furcht in diesem Zimmer zurückgehalten hätte. — Die Nacht war stürmisch. Die Zinnen des Schlosses schienen im Winde zu wanken, und dumpfe Töne, die oft das schwermüthige Herz in Gewittern und unter Scenen der Verheerung täuschen, schienen durch die Luft zu dringen. Emilie hörte, wie sonst, die Schildwache auf ihren Posten gehn; sie sah aus dem Fenster und bemerkte, | daß die Wache verdoppelt war; eine Vorsicht, die ihr

nothwendig genug schien, wenn sie den verfallnen Zustand der Wälle betrachtete. Die wohl bekannten Schritte der Soldaten, der Ton ihrer fernen Stimmen, die mit dem Winde kamen und wieder verschwanden, riefen ihr die Empfindungen zurück, womit sie vormals diese Töne hörte, und veranlaßten eine Vergleichung zwischen ihrer gegenwärtigen und vergangnen Lage. — Sie suchte die Thüre der Wendeltreppe wie gewöhnlich mit Möbeln aus dem Zimmer zu verwahren; allein diese kleine Verschanzung schien ihr jetzt nicht hinlänglich gegen Verazzi, und sie betrachtete mehrmals einen großen, schweren Kasten der in einer Ecke stand, mit dem Wunsche, daß sie und Annette stark genug seyn möchten, ihn fortzurücken. Unwillig, daß das Mädchen so lange ausblieb, schürte sie ihr Caminfeuer an, um das Zimmer etwas freundlicher zu machen, und setzte sich mit einem Buche nieder, das ihre Augen durchliefen, während ihre Gedanken sich mit Valancourt und mit ihrem eignen Unglück beschäftigten. Indem sie so da sas, glaubte sie in einer Pause des Windes Musik zu hören; sie eilte ans Fenster, aber das Brausen des Windes unterdrückte jeden andern Laut. Als der Wind sich legte, unterschied sie in der tiefen Stille, die darauf folgte, deutlich die süße Berührung einer Laute. Zitternd vor Hofnung und Furcht bog sie sich heraus — in den Zimmern herrschte eine athemlose Stille, die sie von unten die zärtlichen Töne der Laute vernehmen ließ, die sie schon vormals gehört hatte, und mit ihnen | eine klagende Stimme, die aber bald im Winde verschwand, der so heftig blies, daß er die Bäume bis zu den Wurzeln herab bog. Emilie horchte in ängstlicher Erwartung und wiederum erschollen die Töne der Laute und dieselbe feierlich athmende Stimme. Ueberzeugt, daß diese Töne aus einem Zimmer unter der Erde kommen mußten, lehnte sie sich heraus, um zu sehn, ob Licht da wäre, allein die Fenster lagen so tief in den dicken Mauern des Schlosses, daß sie nicht einmal den schwachen Strahl sehn konnte, der wahrscheinlich durch die Gitter schimmerte. Sie wagte zu rufen, allein der Wind trug ihre Stimme an das andere Ende der Terrasse und gleich darauf hörte sie wieder die Musik in einer Pause des

Sturms. Plötzlich glaubte sie ein Geräusch in ihrer Kammer zu vernehmen; sie zog sich in die Ecke des Fensters zurück, da sie aber gleich darauf Annettens Stimme an der Thüre hörte, vermuthete sie, daß es diese gewesen wäre und ließ sie herein. »Komm leise zu mir ans Fenster, Annette«, sagte sie »und höre; die Musik ist wieder da.« Sie lauschten still, bis die Melodie sich veränderte. »Heilige Mutter«, rief Annette, »das Lied kenne ich nur zu gut! es ist eine französische Arie, eins von den Lieblingsliedern meines Landes. O es ist ein Franzose, der da singt, es kann kein andrer als Herr Valancourt seyn.« — »Still Annette, sprich nicht so laut — man könnte uns hören«, sagte Emilie. »Wer sollte es hören, doch nicht der Chevalier?« erwiderte Annette. »Ach nein!« erwiderte Emilie traurig, »der wohl nicht, aber doch sonst jemand, | der uns dem Signor verrathen könnte. Aber warum glaubst du Annette, daß es Valancourt ist? Horch! Die Stimme wird lauter — erinnerst du dich dieser Töne? ich wage nicht, meinem eignen Urtheil zu trauen.« »Ich habe den Chevalier niemals singen hören«, antwortete Annette, die (wie Emilie mit großem Misvergnügen merkte,) keine bessern Gründe hatte, zu glauben, daß es Valancourt sey, als daß der Musiker ein Franzos seyn müsse. Bald darauf hörte sie das Lied aus dem Fischerhäuschem und vernahm ihren eignen Namen, der so deutlich wiederholt wurde, daß auch Annette ihn verstand. Sie zitterte, sank in einen Stuhl am Fenster, und Annette rief laut. »Herr Valancourt! Herr Valancourt!« — Emilie suchte sie zum Schweigen zu bringen, allein sie rief lauter als zuvor, und Stimme und Instrument verstummten plötzlich. Emilie horchte eine Zeitlang in ängstlicher Ungewißheit, aber es kam keine Antwort. »Das hat nichts zu bedeuten, Fräulein«, erwiderte Annette, »es ist der Chevalier und ich will mit ihm sprechen.« »Nicht doch«, sagte Emilie; »ich will selbst mit ihm sprechen; wenn er es ist, so wird er meine Stimme erkennen und beantworten.« »Wer ist derjenige«, sagte sie, »der um diese späte Stunde singt?«

Es erfolgte ein langes Stillschweigen; sie wiederholte die Frage und vernahm einige schwache Töne, die sich in den Sturmwind

mischten, allein die Töne waren so fern und verstrichen so plötzlich, daß sie kaum den Schall hören, geschweige denn die Worte unterscheidern, oder die Stimme erkennen konnte. Nach einem Weilchen rief Emilie wieder und hörte wieder eine Stimme, aber eben so schwach als zuvor: Die Tiefe der Fenster trug mehr als die Entfernung bei, das Verstehen der Worte zu verhindern, wenn man gleich den Ton im Allgemeinen vernahm. Doch schloß Emilie aus dem Umstande, daß die Stimme nur ihr allein geantwortet hatte, es müsse Valancourt seyn und er müsse sie kennen — sie überließ sich einer gränzenlosen Freude. Annette blieb nicht stumm. Sie erneute ihr Rufen; erhielt aber keine Antwort, und da Emilie fürchtete, daß sie sich der Gefahr von der Wache gehört zu werden, aussetzen könnten, ohne Befriedigung ihres Forschens zu erhalten, so bestand sie darauf, daß Annette alles weitere Untersuchen für diese Nacht einstellen sollte. Sie selbst aber nahm sich vor, Ludovico den andern Morgen dringender als bisher zu befragen. Sie war nun im Stande ihm zu sagen, daß der Fremde noch wirklich im Schlosse wäre und ihm die Gegend, wo er eingesperrt war, zu bezeichnen.

Emilie verweilte mit Annetten noch eine Zeitlang am Fenster, allein alles blieb still; sie hörten weder Laute noch Stimme, Emilie fühlte sich nun eben so überwältigt von unruhiger Freude als zuvor durch das Gefühl ihres Unglücks. Sie lief mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab, nannte bald Valancourts Namen, bald stand sie wieder still, trat ans Fenster und horchte, hörte aber nichts als das feierliche Rauschen der Wälder. Endlich fiel ihr Signor Verazzi ein, und sie ängstigte sich aufs neue, daß er durch die Wendeltreppenthüre hereinkommen möchte. Sie hatte bis diesen Augenblick vergessen, daß ein solcher Mensch in der Welt war, und daß noch irgend eine Gefahr ihr drohen könnte; jetzt aber erwachte ihre Unruhe; sie erinnerte sich an den alten Kasten, womit sie die Thüre verrammeln wollte, allein er war so schwer, daß sie beide ihn nicht aufheben konnten. »Was kann wohl so schweres in diesem alten Kasten seyn?«, sagte Annette. Emilie antwortete ihr,

daß sie ihn vorgefunden und nie untersucht hätte, was darin seyn möchte. »So will ich es untersuchen, Fräulein«, sagte Annette, und versuchte den Deckel aufzumachen; allein er war durch ein Schloß befestigt, wozu sie keinen Schlüssel hatte, und sie mußte von dem Versuch abstehn. Der Morgen schimmerte jetzt durch die Fenster und der Wind hatte sich gelegt. Emilie sah heraus auf die dunkeln Wälder und hervordämmernden Berge — die ganze Gegend lag in tiefer Stille nach dem Sturm; die Wälder standen ruhig da, und die Wolken, durch welche die Dämmerung zitterte, schienen sich kaum am Himmel zu bewegen. Ein Soldat gieng die Terrasse auf und ab, und zwei andre waren von der Nachtwache ermüdet, in Schlaf auf die Mauern gesunken. Nachdem sie noch ein Weilchen den Duft der Kräuter, der nach dem Regen aufstieg und die reine Luft eingethmet hatte, machte sie endlich das Fenster zu, und legte sich zur Ruhe.

Neuntes Kapitel

Verschiedene Tage verstrichen in Ungewißheit, denn Ludovico konnte nur soviel von den Soldaten herausbringen, daß ein Gefangner sich in dem von Emilien bezeichneten Zimmer befände, und daß er ein Franzoß sey, den sie in einem Scharmützel mit einer Parthey von seinen Landsleuten gefangen hätten. Emilie blieb in dieser Zeit wenigstens vor Bertolinis und Verazzis Verfolgungen dadurch gesichert, daß sie sich in ihrem Zimmer hielt; nur des Abends wagte sie sich zu Zeiten in den anstoßenden Corridor. Montoni schien sein letztes Versprechen in Ehren zu halten, ohngeachtet er das erste verletzt hatte: denn nur seinem Schutze konnte sie es zuschreiben, daß man sie nicht beunruhigte. Sie fühlte sich in diesem Schutze so sicher, daß sie das Schloß nicht zu verlassen wünschte, ehe sie einige Gewißheit über Valancourt erhalten hätte. Sie opferte auch eigentlich | nichts dabei auf, da unterdessen ein Umstand eingetreten war, der ihre Flucht hätte beschleunigen können.

Am vierten Tage gab ihr Ludovico Nachricht, daß er Hofnung hätte, zu dem Gefangnen zu kommen; denn es hätte gerade ein Soldat die Wache, den er sehr gut kannte. Er wurde in seiner Erwartung nicht betrogen; es gelang ihm, unter dem Vorwande, einen Krug Wasser zu tragen, ins Gefängniß zu kommen, obgleich seine Klugheit, die ihn abgehalten hatte, der Schildwache den wahren Bewegungsgrund seines Besuchs zu sagen, ihn in die Nothwendigkeit setzte, sein Gespräch mit dem Gefangnen sehr abzukürzen.

Emilie erwartete seinen Bericht mit Ungeduld. Er hatte versprochen, Annetten in den Corridor zu begleiten, und erschien wirklich, nachdem Emilie einige Stunden mit zitterndem Verlangen auf ihn geharrt hatte. »Der Chevalier wollte mir seinen Namen nicht anvertrauen, Signora«, sagte Ludovico, »als ich aber den Ihrigen nannte, schien er vor Freuden ausser sich zu seyn, obgleich es ihn nicht so überraschte, als ich gedacht hatte.« — »Kannte er mich denn?« fragte Emilie.

»Allerdings muß er Sie kennen; ich darf wohl sagen, daß er eine sehr große Achtung für Sie zu haben scheint, ich war so dreist ihm zu sagen, daß auch Sie viel Antheil an ihm nähmen. Er fragte mich darauf wie Sie ins Schloß gekommen wären, und ob Sie mir aufgetragen hätten, mit ihm zu reden. Die erste Frage konnte ich nicht beantworten, wohl aber die zweite, und er brach darüber in neues Entzücken aus. Seine Freude war so groß, daß ich fürchtete, er möchte sich der Schildwache an der Thüre verrathen.«

»Aber wie sieht er aus, Ludovico?« unterbrach Emilie, »ist er nicht ganz melancholisch und krank bei so langer Gefangenschaft? —« »Von Melancholie habe ich wohl kein Zeichen bei ihm erblickt, Signora; so lange ich bei ihm war: er schien mir in der fröhlichsten Stimmung zu seyn, die ich je bei einem Menschen sah. Sein ganzes Gesicht schwamm in Freude, und darnach zu schließen, müßte er sich sehr wohl befinden; gefragt aber habe ich ihn nicht.«

»Hat er nichts an mich bestellt«, fragte Emilie. — »O ja, Signora, und noch ausserdem —« antwortete er, indem er in den Taschen suchte. »Ich habe es doch nicht verloren!« fuhr er fort. »Der

Chevalier sagte, er würde gerne schreiben, wenn er Dinte und Feder hätte; so aber war er im Begriff, mir eine lange Bestellung aufzutragen, als die Wache ins Zimmer trat. Doch hatte er mir vorher dieses gegeben.« Ludovico zog ein Miniaturgemälde hervor, das Emilie mit zitternder Hand empfing; es war ihr eignes Bildnis, dasselbe, welches ihre Mutter auf so sonderbare Art in der Fischerhütte zu La Vallée verlor.

Thränen der Freude und Zärtlichkeit drangen ihr in die Augen, während Ludovico fortfuhr. »Sagen | Sie Ihrem Fräulein, sagte der Chevalier, als er mir das Gemälde gab, daß dies mein Gefährte und Trost bei allem Unglück gewesen ist. Sagen Sie ihr, daß ich es an meinem Herzen getragen habe, und es ihr als Pfand einer Zärtlichkeit schicke, die nie ersterben kann — daß ich es nicht um den Reichthum von Welten aus den Händen geben würde, ausser an sie — und daß ich mich jetzt nur in der Hofnung davon trenne, es bald wieder aus ihren Händen zu empfangen. Sagen Sie ihr — in diesem Augenblick, Signora, trat die Schildwache herein, und er konnte nichts weiter sagen. Vorher aber hatte er mich gefragt, ob ich ihm nicht eine Zusammenkunft mit Ihnen verschaffen könnte. Ich antwortete ihm, daß ich die Schildwache wohl schwerlich dazu bewegen würde; allein er meinte, das hätte nicht so viel zu bedeuten, als ich wohl glaubte; ich möchte ihm nur erst ihre Antwort bringen, so würde er mir mehr darüber sagen.«

»Ludovico, wie kann ich Sie doch für Ihre Mühe belohnen!« sagte Emilie, »aber ich bin jetzt so unvermögend! Wann können Sie den Chevalier wieder sprechen?« »Das ist ungewis, Signora; es hängt davon ab, wer zunächst die Wache hat. Es sind nur zwei unter den Soldaten, die ich um Eingang in das Gefangenzimmer zu bitten mir getraue.«

»Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, Ludovico«, fuhr Emilie fort, »wie viel mir daran liegt, daß | Sie den Chevalier bald wieder sehen. Sagen Sie ihm, ich hätte das Gemälde mit solchen Empfindungen als er es wünschen könnte, empfangen. Sagen Sie ihm, ich hätte viel gelitten, und litte noch immer.« — Sie hielt inne. — »Aber

darf ich ihm sagen, daß Sie ihn zu sehn wünschen, Signora?« — »Allerdings!« — »Aber wann, Signora und wo?« — »Das muß von Umständen abhängen«, erwiederte Emilie. »Zeit und Ort müssen sich nach der Gelegenheit richten!« —

»Was den Ort betrifft, Fräulein«, erwiederte Annette, »so wäre wohl kein anderer im Schlosse, wo wir ihn mit Sicherheit sehn könnten, als der Corridor, und es müßte zu einer Stunde seyn, wo alle die Herren schlafen, wenn das je geschieht!« — »Sie können diese Umstände gegen den Chevalier erwähnen«, sagte Emilie, die Annetts Geschwätzigkeit zu hemmen suchte, »und es seinem Urtheil und der Gelegenheit überlassen. Sagen Sie ihm, daß mein Herz unverändert ist; aber vor allen Dingen suchen Sie so bald es möglich ist, zu ihm zu kommen.« Ludovico versprach es und wünschte ihr gute Nacht. Emilie legte sich nieder, aber nicht um zu schlafen. Die Freude erhielt sie jetzt eben so wach, als vormals der Schmerz. Montoni und sein Schloß waren aus ihrem Gedächtnisse verschwunden und ihre Phantasie wanderte noch einmal in Gefilden ungetrübter Glückseligkeit.

Es verstrich eine Woche, ehe Ludovico das Gefängnis wieder besuchte: die Wache traf diese Zeit über | Leute, denen er nicht traute, und er fürchtete, Aufsehn zu erregen, wenn er den Gefangnen zu sehn verlangte. Endlich benachrichtigte er sie, daß er den Chevalier wieder besucht, und daß dieser ihm gesagt hätte, er könnte sich sicher auf eine Schildwache verlassen, die ihm schon mehr Gefälligkeit erzeigt und ihm versprochen hätte, ihn die folgende Nacht, wenn Montoni und seine Ritter bei ihrem Gelage im Schlosse saßen, auf eine halbe Stunde heraus zu lassen. »Sebastian weiß wohl, daß er keine Gefahr dabei läuft«, setzte Ludovico hinzu, »denn der Chevalier müßte es wunderlich anfangen, wenn er durch die eisernen Gitter und Thore des Schlosses kommen wollte. Der Chevalier bat mich inständig, sogleich zu Ihnen zu gehn, Signora, und Sie zu beschwören, daß Sie ihm erlauben möchten, Sie diese Nacht zu sehn, wenn es auch nur auf einen Augenblick wäre. Die Stunde, sagte er, könne er nicht bestimmen;

es müsse von Umständen abhängen; (wie Sie selbst auch gesagt haben) den Ort aber möchten Sie selbst anzeigen, da sie wüßten, welcher der sicherste für sie wäre.«

Die nahe Aussicht, Valancourt zu sprechen, setzte Emilien in solche Bewegung, daß sie anfangs unvermögend war, zu sprechen, oder den Ort der Zusammenkunft zu überlegen. Der Corridor war indessen der einzige Ort, den sie zu besuchen wagte, weil sie an jedem andern Montonis Gäste zu treffen fürchtete, und es wurde also ausgemacht, daß der Chevalier sie um die Stunde, welche Ludovico am sichersten finden würde, | daselbst treffen sollte. Emilie brachte die Zeit bis dahin in einem Aufruhr von Hofnung und Freude, Angst und Ungeduld hin. Noch nie, seit ihrem Aufenthalte im Schlosse, hatte sie mit solchem Vergnügen die Sonne hinter die Berge sinken, die Dämmerung anbrechen und Dunkelheit die Gegend einhüllen sehn. Sie zählte die Schläge der großen Glocke und horchte auf die Schritte der Schildwache, wenn sie sich ablöste, nur um sich zu freuen, daß wieder eine Stunde vorüber war. »O Valancourt!« rief sie, »ist es denn wahr, daß ich nach allem, was ich gelitten habe, nach unsrer langen, langen Trennung, nachdem ich schon geglaubt hatte, dich nie wieder zu sehn, dir jetzt so nahe bin! — O ich habe Schmerz, Angst und Schrecken ertragen. Laß mich jetzt, gütiger Himmel! nicht unter der Freude erliegen!«

Endlich schlug die Glocke zwölf. Sie öffnete die Thüre um zu hören, ob sich etwas im Schlosse rührte, allein nur der ferne Schall von Gelächter und Ausgelassenheit hallte schwach durch den Gang wieder. Sie vermuthete, daß der Signor und seine Gäste beim Gelage säßen. »Sie sitzen nun gewiß fest für die Nacht, und Valancourt wird bald hier seyn.« Sie machte leise die Thüre zu, gieng oft ans Fenster und horchte, allein es blieb alles still. Annette war geschwätzig, wie immer; allein Emilie hörte kaum was sie sagte — mit einemmal ertönte die Laute, die Stimme sang zärtliche Töne der Liebe und gieng dann zu einer feierlichen Melodie über.

| Emilie weinte Thränen der Freude und Zärtlichkeit. Sie hielt das Verstummen der Töne für ein Signal, daß Valancourt im Begrif

war, das Gefängnis zu verlassen. Bald darauf hörte sie Fußstritte im Corridor — es war der leise, schnelle Schritt der Hofnung. Sie konnte sich kaum aufrecht halten — als sie aber die Thüre öffnete, um Valancourt entgegen zu gehn, sank sie in die Arme eines Fremden. Seine Stimme, sein Gesicht überzeugten sie sogleich und sie sank ohnmächtig dahin.

Als sie wieder erwachte, fand sie sich von dem Fremden unterstützt, der mit einem Gesicht voll unaussprechlicher Zärtlichkeit und Angst über sie hieng. Sie hatte nicht den Muth, zu antworten, oder zu fragen — sie brach nur in stumme Thränen aus und machte sich aus seinen Armen los. Der Ausdruck seines Gesichts verwandelte sich in Bestürzung und Unmuth und er wandte sich fragend zu Ludovico. Annette gab bald die Nachricht, die Ludovico nicht geben konnte. »O mein Herr«, rief sie schluchzend, »Sie sind nicht der andre Chevalier. Wir erwarteten Herrn Valancourt zu sehn, aber das sind Sie nicht. O Ludovico, wie konntest du uns so hintergehn! mein armes Fräulein wird sich nie wieder zufrieden geben!« — Der Fremde gerieth in die äusserste Bewegung; er wollte sprechen, aber die Worte fehlten ihm; er schlug mit der Hand vor die Stirne, als in einem plötzlichen Anfall von Verzweiflung und gieng schnell an das andre Ende des Ganges.

| Plötzlich trocknete Annette ihre Thränen und sprach mit Ludovico. »Aber vielleicht«, sagte sie, »da dies nicht der andre Chevalier ist, so ist vielleicht der Chevalier Valancourt noch unten.« Emilie richtete sich auf. — »Nein«, erwiderte Ludovico, »Herr Valancourt ist nicht unten und war niemals unten, wenn nicht dieser Herr es ist. Wenn Sie die Güte gehabt hätten —« sagte er zu dem Fremden, »mir Ihren Namen anzuvertrauen, so würde dies Misverständnis nicht entstanden seyn.« »Freilich nicht!« erwiderte der Fremde in gebrochnem italienisch und mit niedergeschlagenem Wesen, »allein es war mir von äusserster Wichtigkeit, daß mein Name vor Montoni verborgen blieb. Madame«, setzte er hinzu, indem er Emilien französisch anredete, »wollen Sie mir erlauben mich zu entschuldigen wegen des Schmerzes, den ich

Ihnen verursacht habe? darf ich Ihnen allein meinen Namen und den Umstand, der mich zu diesem Irrthum verleitet hat, sagen? Ich bin aus Frankreich! — ich bin Ihr Landsmann! Wir treffen uns in fremden Lande!« — Emilie suchte sich zu fassen, doch stand sie bei sich an. Endlich bat sie Ludovico, ein wenig bei Seite zu gehn, behielt aber Annetten da, und sagte dem Fremden, daß ihr Mägdgen nur wenig italienisch verstünde, und daß sie ihn ersuchte, sich in dieser Sprache auszudrücken. — Er sagte mit einem tiefen Seufzer, »Sie sind mir nicht fremd, Madame, obgleich ich das Unglück habe, Ihnen unbekannt zu seyn. Mein Name ist Dúpont; ich bin ein Franzose, aus Gasconien, Ihrem Geburtslande, | und habe Sie lange bewundert — warum soll ich es verheelen — habe Sie lange geliebt.« Er hielt einen Augenblick inne. »Meine Familie ist Ihnen wahrscheinlich nicht unbekannt, wir wohnten nur wenige Meilen von La Vallée und ich habe zuweilen das Glück gehabt, Sie auf Ihren Besuchen in der Nachbarschaft zu sehn. Ich will Sie nicht mit der Wiederholung beleidigen, welchen Eindruck Sie auf mich machten; wie gerne ich in den Gegenden gieng, die Sie zu besuchen pflegten; wie oft ich in Ihrem Fischerhäuschen verweilte, und den Umstand betrauerte, der mich damals abhielt, meine Liebe zu erklären. Ich will nicht erzählen, wie ich der Versuchung unterlag und mich eines Schatzes bemächtigte, der mir unaussprechlich werth war — ein Schatz, den ich vor wenig Tagen Ihrem Boten mit ganz andren Erwartungen als meine jetzigen, anvertraute. Ich schweige von allen diesen Dingen, denn ich weiß, daß sie mir nichts helfen können — lassen Sie mich nur um Ihre Vergebung und um das Gemälde flehn, das ich so unbesonnen zurückgab. Mein Verbrechen ist meine Strafe gewesen, denn das Gemälde, welches ich entwandte, hat nur beigetragen, eine Leidenschaft zu nähren, welche die Quaal meines Lebens ausmachen wird.«

Emilie unterbrach ihn. »Ich überlasse es Ihrer eignen Rechtschaffenheit, mein Herr, zu bestimmen, ob ich nach dem, was Sie von Herrn Valancourt gehört haben, Ihnen das Gemälde zurück geben darf. Ich | denke, Sie werden eingestehn, das dies nicht Grosmuth,

ja, erlauben Sie mir hinzuzusetzen, daß es Ungerechtigkeit gegen mich selbst seyn würde. Ihre gute Meinung von mir, muß mir schmeichelhaft seyn, aber — das Misverständnis dieses Abends macht es unnöthig mehr hinzuzusetzen. —«

»Ja wohl Madame; — ach ja wohl!« sagte der Fremde — und fuhr nach einer langen Pause fort. — »Erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen meine Uneigennützigkeit zu beweisen, da ich Ihnen meine Liebe nicht beweisen darf. Würdigen Sie mich, meine Dienste anzunehmen. Aber ach! Was für Dienste kann ich Ihnen anbieten! ein Gefangner, ein Leidender wie Sie! Aber so theuer mir auch meine Freiheit ist, möchte ich doch nicht halb die Gefahren darum wagen, denen ich gerne entgegen gehn will, um Sie aus diesem Abgrunde des Lasters zu befreien. Nehmen Sie die dargebotnen Dienste eines Freundes an; verweigern Sie mir nicht die Befriedigung, wenigstens versucht zu haben, Ihren Dank zu verdienen.«

»Sie verdienen ihn schon jetzt«, sagte Emilie. »Der Wunsch verdient meinen wärmsten Dank. Aber verzeihen Sie mir, daß ich Sie an die Gefahr erinnere, die mit der Verlängerung dieses Gesprächs für Sie selbst verbunden ist. Ihre freundschaftlichen Bemühungen mögen gelingen oder nicht, so wird mir doch der Gedanke ein grosser Trost seyn, daß ich einen | Landsmann habe, der mich so großmüthig beschützen wollte.« —

Herr Dúpont ergrif ihre Hand, die sie nur schwach zurückzog, und drückte sie ehrerbietig an seine Lippen. »Vergönnen Sie mir, noch einen warmen Wunsch für Ihr Wohl zu thun, und auf eine Empfindung stolz zu seyn, die ich nicht unterdrücken kann. —« Bei diesen Worten hörte Emilie ein Geräusch auf ihrem Zimmer und sah die Thür der Wendeltreppe offen und einen Mann hereindringen. »Ich will dich lehren, sie zu unterdrücken«, rief der Fremde, indem er in den Gang trat und einen Dolch zog, womit er nach Dúpont zielte. Dieser war unbewafnet, er bog sich zurück um dem Stoß auszuweichen, und sprang dann auf Verazzi zu, (denn dieser war es) dem er den Dolch aus der Hand wand. Während sie mit einander rangen, lief Emilie, der Annette folgte, weiter in den

Gang, um Ludovico zu rufen; allein er war die Treppe herunter gegangen, und indem sie, unschlüssig was sie thun sollte, weiter gieng, erinnerte ein Geräusch das aus dem Saal zu kommen schien, sie an ihre Gefahr. Sie ließ Annetten weiter gehn, und kehrte nach der Stelle zurück, wo Dúpont und Verazzi noch um den Sieg kämpften. Des erstern Rache war zugleich ihre eigene, allein auch ohne diese Rücksicht, würde sein Betragen sie für ihn interessirt haben, wenn sie auch nicht Verazzi gehaßt und gefürchtet hätte. Sie warf sich auf einen Stuhl und beschwor die Kämpfer|den, keine weitere Gewalt zu gebrauchen, bis endlich Dúpont den Verazzi auf die Erde warf, wo er von der Heftigkeit seines Falls betäubt, liegen blieb. Sie bat nun Dúpont sich aus dem Zimmer zu retten, ehe Montoni oder seine Parthey heran käme; allein er weigerte sich, sie unbeschützt zu lassen, und während Emilie, mehr für ihn, als für sich selbst besorgt, fortfuhr ihn zu bitten, hörten sie jemand die geheime Wendeltreppe herauf kommen.

»O Sie sind verloren«, rief sie, »das sind Montonis Leute!« — Dúpont antwortete nicht, sondern unterstützte Emilien, während er mit festem Blick die Erscheinung der kommenden erwartete, aber im nächsten Augenblick kam Ludovico ganz allein zum Vorschein. Er sah sich schnell im Zimmer um. — »Folgen Sie mir«, sagte er, »wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist; wir haben keinen Augenblick zu verlieren.«

Emilie fragte, was geschehen wäre, und wohin sie gehn sollte.

»Ich kann mich jetzt unmöglich mit der Erzählung aufhalten, Signora«, erwiederte Ludovico, »fliehn Sie! fliehn Sie!«

Sie folgte ihm, von Herrn Dúpont begleitet, die Treppe herunter, längs einem gewölbten Gange, als ihr plötzlich Annette einfiel. »Sie erwartet uns | unten, Signora«, sagte Ludovico, beinahe athemlos vor Eile: »die Thore waren den Augenblick offen, weil eben eine Parthey von den Bergen herab kam, allein ich fürchte, sie werden wieder zugemacht seyn, ehe wir sie erreichen. Durch diese Thüre Signora«, sagte er, indem er die Lampe niedrig hielt — »nehmen Sie sich in Acht, hier sind zwei Stufen.«

Emilie folgte ihm, noch heftiger zitternd, als zuvor, da sie jetzt gehört hatte, daß ihre Flucht aus dem Schlosse von dem gegenwärtigen Augenblicke abhänge. Dúpont unterstützte sie und suchte ihr Muth einzusprechen.

»Leise, Signora«, sagte Ludovico, »diese Gänge hallen durchs ganze Schloss wieder.«

»Nehmen sie sich in Acht mit dem Licht«, sagte Emilie, »Sie gehn so schnell, daß der Wind es auslöschen wird.«

Ludovico öffnete nun eine andere Thüre, wo sie Annette fanden, und sie stiegen nun zusammen ein paar Stufen herab in einen Gang, der, wie Ludovico sagte, rings um den innern Schloßhof in den äussern führte. So wie sie weiter kamen, wurde Emilie durch einen verworrenen Lärm beunruhigt, der aus dem innern Hofe zu kommen schien. »Nicht doch; Signora«, sagte Ludovico, »unsre einzige Hofnung ruht auf diesen Lärm, während daß Signors Leute mit den neu angekommenen Menschen beschäftigt sind, können wir vielleicht unbemerkt durchs Thor kommen. Aber still«, fuhr er fort, als sie sich | der kleinen Thüre näherten, die in den äussern Hof führte, »wenn Sie einen Augenblick hier verweilen wollen, so werde ich zusehn, ob das Thor offen und der Weg sicher ist. Löschen Sie doch das Licht aus, Signor, wenn Sie mich reden hören«, sagte er zu Dúpont, dem er die Lampe hingab, »und halten Sie sich ganz still.«

Er gieng leise auf den Hof, und sie warteten ängstlich an der Thüre. Keine Stimme ließ sich in dem Hofe hören, wo er gieng, obgleich viele Stimmen aus dem innern Hofe erschallten. »Wir werden bald jenseits der Mauern seyn«, sagte Dúpont leise zu Emilien; »halten Sie sich nur noch ein Weilchen Madame, es wird alles gut gehen.«

Bald aber hörten Sie Ludovico laut sprechen, und noch eine andere Stimme mit ihm. Dúpont löschte auf der Stelle die Lampe aus. »Ach es ist zu spät«, rief Emilie, »was wird aus uns werden!« Sie horchten weiter, und wurden gewahr, daß Ludovico mit einer Schildwache sprach; Emiliens Hündchen, das ihr nachgelaufen war, hörte auch die Stimmen, und fieng laut an zu bellen. »Der

Hund wird uns verrathen«, sagte Dúpont, »ich will ihn halten.« — »Ich fürchte er hat uns schon verrathen«, erwiderte Emilie. Dúpont nahm ihn dennoch; sie merkten wiederum auf, was aussen vorgieng, und hörten Ludovico sagen: »Ich will indessen das Thor bewachen!«

| »Warte nur noch eine Minute«, erwiderte die Schildwache, »so kannst du die Mühe ersparen: die Pferde werden nur dort herum nach den Ställen aussen gebracht, und dann werden die Thore zugemacht und ich kann von meinem Posten gehen.« »Die kleine Mühe macht mir nichts aus Kamerade«, sagte Ludovico, »du wirst mir ein andresmal wieder einen Gefallen thun. Geh, geh und hole den Wein, die Schurken werden ihn sonst aussaufen.«

Der Soldat besann sich und rief den Leuten im zweiten Hofe laut zu, warum sie die Pferde nicht schickten, damit die Thore könnten zugemacht werden: allein sie waren zu sehr beschäftigt, um auf ihn zu achten, wenn sie ihn auch gehört hätten.

»Ja, ja«, sagte Ludovico, »die verstehn das Ding besser — sie theilen den Wein unter sich, wenn du warten willst, bis die Pferde herauskommen, so kannst du nur warten, bis der Wein getrunken ist. Ich habe mein Theil schon gehabt, aber da du dich so wenig darum bekümmerst, so will ich gehn, und deines dazu trinken.«

»Halt! halt! nicht so geschwind«, rief der Soldat, »so warte denn einen Augenblick, ich werde gleich wieder da seyn.«

»Uebereile dich nur nicht«, sagte Ludovico kalt, »ich habe schon öfter Wache gestanden.«

| Der Soldat gab ihm das Gewehr und lief in den Hof — Ludovico eilte nach der Thür, wo Emilie vor Angst während des langen Gesprächs beinahe zu Boden gesunken war. Sie folgte ihm ohne Verzug ans Thor, und er bemächtigte sich zweier Pferde, die aus dem innern Hofe herbei gekommen waren, um ein dürftiges Futter von dem Grase zu suchen, das zwischen der Mauer hervor wuchs.

Sie kamen ungehindert durch die Schreckenspforten und nahmen den Weg, der zwischen dem Walde herab führte, Emilie, Herr Dúpont und Annette zu Fuß und Ludovico auf dem einen Pferde,

während er das andre am Zaume führte. So bald sie zusammen trafen, wurden Emilie und Annette hinter ihre zwei Beschützer aufs Pferd gehoben, Ludovico führte den Weg an, und sie sprengten so schnell davon, als die aufgerissene Strasse und das schwache Mondlicht es zuließ.

Emilie war durch diese plötzliche Abreise in solches Erstaunen gesetzt, daß sie kaum wußte, ob sie wachte: sie zweifelte noch immer, ob sie davon kommen würden, denn ehe sie noch den Wald verließen, hörten sie rufen und sahen Lichter flattern. Dúpont peitschte sein Pferd, und brachte es mit Mühe zum schnellern Laufen.

»Das arme Thier«, sagte Ludovico; »es ist müde genug — es ist den ganzen Tag auf den Beinen gewesen; aber wir müssen schnell davon, denn dort kommen die Lichter schon hinter uns her.

Er gab seinem Pferde einen Hieb; sie sprengten in vollem Gallop davon, und als sie wieder zurück sahen, waren die Lichter so ferne, daß man sie kaum unterscheiden konnte, und die Stimmen waren ganz in Stille versunken. Sie mäßigten nun ihren Schritt, und giengen über ihren Weg zu Rathe. Es wurde ausgemacht, daß sie nach Toscanien gehn und das Mittelländische Meer zu erreichen suchen wollten, wo sie sich leicht nach Frankreich einschiffen könnten.

Sie befanden sich nun auf dem Wege, den Emilie mit Ugo und Bertrand gemacht hatte; aber Ludovico war der einzige unter ihnen, der mit der Gegend bekannt war. Er sagte, daß ein kleiner Nebenweg sie mit weniger Beschwerde nach Toscanien bringen würde, und daß sie nur wenig Meilen bis zu einer kleinen Stadt hätten, wo sie sich mit den nothwendigen Bedürfnissen zur Reise versehen könnten.

Der Mond war nun hoch über dem Walde hinter ihnen aufgegangen, und gab ihnen Licht genug um den Weg zu unterscheiden und die losen aufgerissenen Steine zu vermeiden, die häufig vor ihnen lagen. Sie ritten nun langsam und in tiefen Schweigen; denn sie waren kaum von dem Erstaunen wieder zu sich gekommen,

worinn dieses plötzliche Entkommen sie versetzt | hatte. Emilie vorzüglich war nach den mancherley Regungen, die sie erschütterten, in nachdenkende Träumerei versunken, welche die ruhige Schönheit der Natur um sie her, und das leise Rauschen des Nachtlüftchens zwischen dem Laube über ihr noch mehr begünstigte. Sie dachte mit Hofnung an Valancourt und an Frankreich, und würde mit Freuden daran gedacht haben, wenn nicht die ersten Begebenheiten dieses Abends ihre Lebensgeister zu sehr niedergedrückt hätten, um ihr jetzt ein so lebhaftes Gefühl zuzulassen. Indessen war sie allein der einzige Gegenstand von Dúponts schwermüthigem Nachsinnen; doch mischte sich in seine Traurigkeit ein süßes Bewußtseyn ihrer Gegenwart, ohngeachtet sie kein Wort zusammen sprachen. Annette dachte an ihre wunderbare Flucht, an die Verwirrung, worin Montoni und seine Leute dadurch gerathen würden; an ihr Vaterland, wohin sie bald zurückzukehren hoffte und an ihre Heirath mit Ludovico, der sie nun kein Hindernis mehr entgegen stehn sah, denn Armuth hielt sie für keines. Ludovico hingegen wünschte sich Glück, seine Annette und Signora Emilie aus der Gefahr die sie umgab, befreit und sich selbst von Leuten losgemacht zu haben, deren Sitten er längst verabscheut hatte. Er freute sich, Herrn Dúpont die Freiheit verschafft zu haben, dachte an seine Aussicht des Glücks mit dem Gegenstand seiner Liebe, und that sich nicht wenig zu gute auf die Gewandheit, womit er die Schildwache hintergangen und die ganze Sache eingeleitet hatte.

| Auf solche Art mit ihren verschiedenen Gedanken beschäftigt, ritten sie über eine Stunde stillschweigend fort; nur von Zeit zu Zeit that Dúpont eine Frage wegen des Weges, oder Annette machte eine Bemerkung über Gegenstände, die sie nur undeutlich in der Dämmerung sahen. Endlich sahen sie Lichter an der Seite eines Berges, und Ludovico zweifelte nicht, daß sie aus dem Städtchen kämen; seine Gefährten, durch diese Versicherung beruhigt, versanken wieder in Stillschweigen. Annette war die erste, die es unterbrach. »Heiliger St. Peter!« rief sie, »wo sollen wir Geld zur

Reise bekommen. Ich und mein Fräulein haben keinen Schilling, Dank sey es der Sorgfalt des Signors.«

Diese Bemerkung verursachte eine ernsthafte Ueberlegung und eine eben so ernstliche Verlegenheit. Dúpont war beinahe alles Geldes beraubt worden, als man ihn gefangen nahm, und das übrige hatte er der Schildwache gegeben, die ihn aus dem Gefängnis ließ. Ludovico, dem es seit einiger Zeit schwer wurde, seinen Lohn zu bekommen, hatte kaum so viel, um die Zeche in der nächsten Stadt zu bezahlen.

Es blieb ihnen indessen nichts anders übrig, als weiter zu reisen, und dem Glück zu vertrauen. Sie verfolgten ihren Weg durch einsame Wildnisse und dunkle Thäler, wo das überhängende Laub bald das Mondlicht zuließ, bald es versteckte. Diese Wildnisse schienen kaum von eines Menschen Fus betreten zu seyn. Selbst | der Weg, den sie ritten, schien dieser Vermuthung kaum zu widersprechen; das hohe Gras und andre Gewächse zeigten, wie selten der Schritt eines Reisenden sich hierher verirrte.

Endlich hörten sie in der Ferne das schwache Geläut einer Schäferglocke; bald darauf blöckten Heerden, und sie wußten nun, daß sie nahe bei einer menschlichen Wohnung waren. Erheitert durch diese Hofnung, beschleunigten sie ihren Schritt durch den engen Hohlweg und sahen bald ein Apenninisches Thal vor sich, das einem arkadischen Gemählde glich und dessen einfache Schönheit durch die abstechende Größe der mit Schnee bedeckten obern Gebürge erhöht ward.

Das Morgenlicht, das jetzt im Horizont schimmerte, zeigte ihnen schwach in einiger Entfernung am Abhange eines Hügels, der unter den *geöffneten Augenliedern des Morgens* hervorzublicken schien, die gesuchte Stadt, welche sie bald erreichten. Nicht ohne Mühe fanden sie ein Haus, das ihnen Obdach für sich und ihre Pferde geben konnte; und Emilie wünschte, daß sie nicht länger verweilen möchten, als nöthig war um auszuruhen. Ihr Aufzug erregte einige Verwunderung; sie war ohne Hut: denn sie hatte in der Eile nur ihren Schleier übergeworfen. Sie bedauerte nun doppelt den

Mangel des Geldes, ohne welches es unmöglich war, sich dieses nothwendige Stück des Anzugs zu verschaffen.

| Ludovico fand bei näherer Untersuchung, daß seine Börse nicht einmal für den Augenblick zureichte: Dúpont wagte endlich, sich dem Wirth, dessen Gesicht offen und ehrlich war, offenherzig anzuvertrauen. Er unterrichtete ihn von ihrer Lage und bat, daß er ihnen zur Fortsetzung ihrer Reise behülflich seyn möchte. Als der Wirth hörte, daß sie aus Montonis Gefangenschaft entwischt waren, den er zu hassen nur zu viel Ursache hatte, war er sehr bereit, ihnen zu willfahren. Allein er konnte nichts weiter thun, als ihnen frische Pferde bis zur nächsten Stadt geben, da er selbst zu arm war, um ihnen Geld vorzuschießen, und sie beklagten aufs neue ihre Armuth, als Ludovico, der seine müden Pferde unter einen Schoppen geführt hatte, ganz ausgelassen für Freude herein trat. Beim Absatteln des einen Pferdes hatte er einen kleinen Mantelsack gefunden, der ohne Zweifel die Beute eines von den Condottieri enthielt, die der Besitzer unter den Sattel versteckt hatte, ohne beim Zechen seines Weins darauf zu achten, daß ihm das Thier auf den andern Hof lief.

Beim Ueberzählen des Geldes fand Dúpont, daß es mehr als hinreichend war, sie alle nach Frankreich zu bringen, wohin er Emilien zu begleiten beschloß; denn soviel Vertrauen er auch in Ludovicos Rechtschaffenheit setzte, konnte er doch den Gedanken nicht ertragen, ihm allein die Sorge für ihre Reise zu überlassen — vielleicht hatte er auch nicht Entschlossenheit genug, sich das gefährliche Vergnügen um sie zu seyn, zu versagen.

Sie giengen nun zu Rathe, nach welchem Seehafen sie ihren Weg richten sollten, und Ludovico, der am besten in der Geographie des Landes bewandert war, sagte, daß Livorno der nächste bedeutende Hafen wäre. Dúpont wußte, daß kein Hafen in ganz Italien besser für ihre Absicht seyn könnte, weil von dortaus beständig Schiffe von allen Nationen auslaufen, und es wurde also beschlossen, sich dahin zu begeben.

Emilie kaufte sich einen kleinen Strohhut, nach Art der Bäuerinnen von Toscanien, und einige andre nothwendige Bedürf-

nisse für die Reise; sie tauschten ihre müden Pferde mit andern um, und traten ihren fröhlichen Weg an. Die Sonne gieng eben über die Berge auf, und nachdem sie einige Stunden durch dieses romantische Land geritten waren, stiegen sie in das Thal Arno herab. Emilie sah hier alle Reitze einer schönen Waldgegend und ländlicher Scenen vereinigt; die prächtigen Villas der Florentiner Adlichen schmückten die Landschaft und die mannigfaltigen Reichthümer der Cultur gaben ihr Abwechslung. Wie grüntem die Gebüsche an den Hügeln, wie die Wälder, die sich amphitheatralisch längs den Bergen hinstreckten; und vor allen, wie schön waren die Umrisse der Apenninen, die hier die Wildheit ihrer innern Regionen verloren. In der Ferne im Osten, sah Emilie Florenz, dessen Thürme im glänzenden Horizont emporstiegen, und dessen üppige Thäler, sich zu den Füßen der Apenninen hinstreckend, mit Gärten und Lusthäusern gesprenkelt, oder mit Orangen und Citronenwäldchen, mit Wein, Korn und Pflanzungen von Oliven und Maulberem schattirt waren; nach Westen öffnete sich das Thal in die Gewässer des Mittelländischen Meers, das man in der weiten Ferne und durch eine bläulichte Linie, die sich am Horizont zeigte, und durch den leichten Dunst, der nur eben den öbern Aether färbte, erkannte.

Mit vollem Herzen begrüßte Emilie die Wellen, die sie nach ihrem Vaterlande zurücktragen sollten; doch war der Gedanke daran, mit einem gewissen Schmerze begleitet: sie hatte dort keine Heimath mehr, die sie aufnehmen, keine Verwandten, die sie bewillkommen konnten; sie gieng gleich einem verlaßnen Pilgrim, über den traurigen Orte zu weinen, wo er, der ihr Vater war, begraben lag. Auch konnte es ihr Gemüth nicht erheitern, wenn sie bedachte, wie lange es noch dauern würde bis sie Valancourt sähe, der mit seinem Regiment in einer entfernten Gegend von Frankreich stand, und daß sie nur mit ihm zusammen kommen würde, um Montonis gelungene Niederträchtigkeit zu bedauern: doch machte sie schon der Gedanke glücklich, wieder in einem Lande mit Valancourt zu seyn, hätt sie auch gewußt, daß sie ihn nie wieder sehn würde.

| Die drückende Mittagshitze nöthigte die Reisenden, sich nach einem schattigten Platze umzusehn, wo sie einige Stunden ruhen könnten; die Gebüsche, die einen Ueberflus an milden Trauben, Himbeeren und Feigen hatten, versprachen ihnen Erfrischungen genug. Der Weg führte bald in ein Wäldchen, dessen dickes Laub die Sonnenstrahlen gänzlich ausschloß, und wo eine aus dem Felsen springende Quelle der Luft Kühlung gab. Nachdem sie abgestiegen waren, und die Pferde ins Gras geführt hatten, liefen Annette und Ludovico, ins Gebüsch um Früchte zu pflücken, und kamen bald mit einer reichlichen Ladung zurück. Die Reisenden setzten sich unter dem Schatten einer Fichte auf dem Rasen nieder, der von Wohlgerüchen duftete, verzehrten ihre kleine Mahlzeit, und sahen mit neuem Entzücken unter dem dunkeln Laube der gigantischen Fichten die glühende Landschaft sich in die See strecken.

Emilie und Dúpont wurden nach und nach still und nachdenkend; Annette aber war ganz Freude und Gesprächigkeit und Ludovico war froh, ohne die ehrerbietige Entfernung, die er seiner Gesellschaft schuldig war, zu vergessen. Nach geendigter Mahlzeit bat Dúpont Emilien, die schwülen Stunden zu verschlafen, auch ihren beiden Leuten rieth er dasselbe an und sagte, er wolle indessen wachen; Ludovico aber wünschte ihm die Mühe zu ersparen, und Emilie und Annette, von der Reise ermüdet, versuchten zu ruhen, während er Wache stand.

| Als Emilie durch den Schlummer erfrischt, erwachte, fand sie die Schildwache auf dem Posten eingeschlafen und Dúpont wachend, aber in tiefsinnige Schwermuth versunken. Da die Sonne noch zu hoch stand um weiter zu reisen, und da auch Ludovico nach aller Beschwerde und Ermüdung des Schlags bedurfte, so ergrif Emilie diese Gelegenheit, den Dúpont zu fragen, durch welchen Zufall er Montonis Gefangner geworden sey. Erfreut, daß sie ihm diese Theilnahme bewies und daß er dadurch Gelegenheit erhielt, von sich selbst zu sprechen, befriedigte er ihre Neugier auf der Stelle.

»Ich kam im Dienst meines Landes nach Italien, Madame«, sagte Dúpont. »Unsre Parthey wurde bei einem kleinen Schar-

müzel zwischen den Bergen mit Montonis Leuten in Unordnung gebracht, und ich mit einigen meiner Gefährten gefangen genommen. Als ich erfuhr, wessen Gefangner ich war, fiel mir der Name Montoni auf, ich erinnerte mich, daß Madame Chevon, Ihre Tante, einen Italiener dieses Namens geheirathet hatte, und daß Sie mit nach Italien gegangen waren. Doch erfuhr ich erst einige Zeit nachher mit Gewisheit, daß dieses der nämliche Montoni war, und daß Sie, Madame sich unter einem Dache mit mir befanden. Ich will Sie nicht durch die Beschreibung betrüben, was ich bei dieser Entdeckung empfand. Ein Soldat theilte sie mir mit, den ich soweit für mich gewonnen hatte, daß er mir manche | Freiheiten verstat-tete, worunter eine sehr wichtig für mich, und etwas gefährlich für ihn selbst war. Nur weigerte er sich durchaus einen Brief, oder nur eine Nachricht von mir an Sie zu bringen: denn er fürchtete entdeckt zu werden und Montonis Rache auf sich zu ziehn. Doch setzte er mich in Stand, Sie mehr als einmal zu sehn. Sie scheinen sich darüber zu verwundern, Madame, aber ich werde mich Ihnen erklären. Meine Gesundheit und Lebensgeister litten ausnehmend durch den Mangel an Luft und Bewegung, und ich erhielt endlich so viel von dem Mitleiden oder Geitz dieses Menschen, daß er mir Mittel verschafte, auf der Terrasse spazieren zu gehn.«

Emilie horchte jetzt mit sehr ängstlicher Aufmerksamkeit auf Dúponts Erzählung und er fuhr fort.

»Er wußte wohl, daß er keine Flucht aus dem Schlosse von mir zu befürchten hatte, das streng bewacht wurde, und dessen nächste Terrasse über einem steilen Felsen hieng: er zeigte mir auch«, fuhr Dúpont fort, »eine verborgne Thüre in der Wand des Zimmers, wo ich eingesperrt war, die in einen in der dicken Mauer eingehauenen Gang führte, der sich weit durch das Schloß zog und einen Ausgang in einen dunkeln Winkel des östlichen Walles hatte. Ich habe nachdem erfahren, daß viele solche Gänge in den ungeheuren Mauren dieses Gebäudes angebracht sind, die ohne Zweifel dazu dienen sollen, in Kriegszeiten die Flucht | zu erleichtern. Durch diesen Gang schlich ich mich oft im Dunkeln der Nacht auf die

Terrasse, wo ich mit äusserster Behutsamkeit gieng, um nicht meine Schritte der weiter entfernt stehenden Schildwache zu verrathen. Auf einer von diesen mitternächtlichen Wanderungen sah ich Licht in einem Fenster, unmittelbar über der Thüre meines Gefängnisses. Es fiel mir ein, daß Sie in diesem Zimmer seyn könnten, und ich stellte mich in der Hofnung Sie zu sehn, Ihrem Fenster gegen über.«

Emilie erinnerte sich an die Gestalt, die vormals auf der Terrasse erschienen war, und ihr soviel Unruhe gemacht hatte. »Sie waren also derjenige Herr Dúpont«, rief sie, »welcher mir soviel Angst verursachte? Meine Lebensgeister waren damals so geschwächt durch langes Leiden, daß sie durch jede Berührung ausser Fassung gebracht wurden.«

»Es dauerte einige Zeit«, fuhr Dúpont fort, »ehe ich Gelegenheit bekam, wieder heraus zu gehn, denn ich konnte mein Gefängnis nur verlassen, wenn mein Vertrauter die Wache hatte, doch erfuhr ich aus einigen Fragen, daß Ihr Zimmer wirklich über dem meinigen war. — Ich sah Sie, ohne daß ich wagte zu sprechen. Ich winkte mit der Hand und Sie verschwanden plötzlich — jetzt vergas ich meine Behutsamkeit; ich brach in Klagen aus und Sie erschienen wieder. Sie sprachen; ich hörte den wohlbekannten Laut Ihrer Stimme, und in dem Augenblick würde meine Vorsicht mich wieder | verlassen haben, wenn ich nicht zu gleicher Zeit den Schritt eines Soldaten gehört hätte. Ich floh, aber er wurde mich gewahr und kam so dicht hinter mir her, daß ich mich einer seltsamen List bedienen mußte, um mich zu retten. Ich kannte den Aberglauben dieser Leute und stieß ein seltsames Geschrei aus in der Hofnung, daß mein Verfolger es für etwas übernatürliches halten und mir nicht weiter nachsetzen würde. Zu gutem Glück gelang es mir, der Mann war wie es schien, Anfällen von Schwachheit unterworfen und sein Schrecken zog ihm eine Ohnmacht zu, während welcher ich entwischte. Die Gefahr, der ich entgangen war und die verdoppelte Wachsamkeit der Soldaten hielt mich nachher ab, auf die Terrasse zu gehn; allein in der Stille der Nacht bediente ich mich oft einer alten Laute, die mir ein Soldat

verschafte und begleitete sie mit meiner Stimme; zuweilen, ich will es nur gestehn, in der Hofnung, von Ihnen gehört zu werden; allein erst vor wenigen Abenden wurde diese Hofnung belohnt. Ich glaubte, eine Stimme im Winde mich rufen zu hören, doch fürchtete ich zu antworten, um nicht von der Wache an der Thüre gehört zu werden. Hatt ich Recht in meiner Vermuthung Madame? Waren Sie es, die sprachen? —«

»Ja«, sagte Emilie, mit einem unwillkührlichen Seufzer, »Sie hatten ganz recht! —«

Dúpont merkte, daß diese Frage eine schmerzhaftre Erinnerung in ihr erregte, und veränderte das Gespräch. — »Bei meinen Wanderungen durch die unterirdischen Gänge«, sagte er, »hörte ich einmal eine sehr sonderbare Unterhaltung. Montoni und seine Gefährten schienen in einem Zimmer zu seyn, das nur eine sehr dünne Wand hatte, die noch dazu an einigen Stellen verfallen war, und ich konnte deutlich hören, was sie sagten. Montoni erzählte die seltsame Geschichte der Signora, seiner Vorgängerin im Schlosse. Er erwähnte allerdings einige sehr sonderbare Umstände, sein Gewissen mag entscheiden, ob sie sich wirklich so verhalten. Sie haben gewis Madame, die Gerüchte gehört, die er von dem geheimnisvollen Verschwinden dieses Frauenzimmers auszubreiten gesucht hat.« »Allerdings habe ich davon gehört«, erwiderte Emilie, »allein Sie scheinen daran zu zweifeln.«

»Ich habe immer daran gezweifelt« versetzte Dúpont, »allein einige Umstände, deren Montoni erwähnte, dienten sehr zur Bestärkung meines Verdachts. Ich wurde beynahe überzeugt, daß er ein Mörder sey — ich zitterte für sie, und zwar um so mehr, da ich die Gäste Ihres Namens auf eine Art erwähnen hörte, die Ihrer Ruhe drohte. Da ich wußte, daß die ruchlosesten Menschen oft am abergläubigsten sind, versucht ich, ob ich nicht ihr Gewissen rühren, und sie von der Begehung des Verbrechens, das ich fürchtete, zurückschrecken könnte. Ich hörte genau auf Montoni und bei den auffallendsten Stellen seiner Geschichte stimmte ich ein, und wiederholte mit verstellter dumpfer Stimme seine Worte.«

| »Aber fürchteten Sie nicht entdeckt zu werden?« sagte Emilie. »Nein, ich wußte, daß Montoni mich nicht in das Zimmer, welches auf den geheimen Gang sties, würde gesperrt haben, wenn er von diesem Gange gewußt hätte. Die Gesellschaft schien eine Zeitlang nicht auf meine Stimme zu achten, gerieth aber endlich in solche Unruhe, daß sie das Zimmer verließ — ein andersmal habe ich — o Gott, mit welcher unaussprechlichen Bewegung! Sie selbst in einem Gespräch mit Montoni belauscht. O Fräulein! wie fühlte ich da meine Ohnmacht, keine andere Waffen für Sie gebrauchen zu können!«

Herr Dúpont und Emilie sprachen noch lange von Montoni, von Frankreich und von dem Plan ihrer Reise. Emilie sagte ihm, daß sie die Absicht hätte, sich in ein Kloster in Languedoc zu begeben, wo sie vormals mit vieler Güte behandelt worden sey, um von dort aus an ihren Vetter Herrn Quesnel zu schreiben, und ihm von ihrer Aufführung Nachricht zu ertheilen. Sie wollte dort bleiben, bis sie wieder im Besitz von La Vallée wäre, wohin sie zurückkehren zu können hofte: denn Dúpont sagte ihr, daß die Güter, um welche Montoni sie zu betriegen gesucht hätte, nicht ganz verloren wären, und wünschte ihr aufs neue Glück zu ihrer Flucht von Montoni, der ohne Zweifel willens gewesen war, sie auf Zeitlebens fest zu halten.

| Sie plauderten fort, bis die Sonne im Westen untergieng, Dúpont weckte Ludovico auf und sie begaben sich wieder auf die Reise. Sie erreichten bald den Arno und wanden sich einige Meilen weit an seinem Rande hin, entzückt durch die Gegend um sie her, und durch die Erinnerungen die seine klassischen Wellen erregten. In einiger Ferne hörten sie den fröhlichen Gesang der Bauern zwischen den Weinbergen; sahen die untergehende Sonne die Wellen in gelben Glanz tauchen und die Dämmerung einen neblichten Purpur über die Berge ziehn, die sich endlich in Nacht vertieften.

Sie ließen sich bey Mondenlicht in einer Fähre über den Arno setzen und hörten, daß Pisa nur einige Meilen den Fluß herunter läge: sie wünschten nun in einem Boote dahin zu gehn, weil es aber unmöglich war, sich eines zu verschaffen, so mußten sie

sich mit ihren müden Pferden auf den Weg machen. So wie sie der Stadt näher kamen, erweiterte sich das Thal in eine große Ebene, mit Weinbergen, Korn, Oliven und Maulbeerwäldchen geschmückt: allein es war spät, ehe sie die Thore erreichten. Emilie hörte mit Verwunderung geschäftige Tritte und die Töne musikalischer Instrumente; sie sah die Strassen voll lebhafter Gruppen und dünkte sich beinahe wieder in Venedig zu seyn — allein hier war keine vom Monde beleuchtete See, keine bunten Gondeln, die auf den Wellen schwebten, keine Palladischen Palläste, die einen Zauber über die Phantasie warfen, und sie in die Feenwelt versetzten. | Der Arno rollte durch die Stadt, aber keine Musik zitterte aus Balcons über seinen Wellen: sie gaben nur das Rufen der Matrosen am Bord aus dem Mittelländischen Meere zurückgekommener Schiffe; das traurige Lichten des Ankers und das grelle Pfeifen der Boots knechte zurück — Töne, die seitdem aus diesem Hafen verschwunden sind. Damals erinnerte sie Dúpont, daß er vielleicht dort ein Schiff, das nach Frankreich gienge, treffen und sich den Weg nach Livorno ersparen könnte. Allein alles Nachfragen war vergebens, und sie mußten ihrem alten Plane getreu bleiben. Sie legten sich nach der Ermüdung des Tages frühzeitig zur Ruhe und standen den andern Morgen bei guter Zeit auf, ohne sich dabei zu verweilen, die berühmten Alterthümer des Orts, oder das Wunderwerk seines hängenden Thurms in Augenschein zu nehmen. Ihr Weg führte sie in den kühlern Stunden durch ein reizendes Land, reich von Wein, Korn und Oel. Die Apenninen nicht länger schreckhaft oder groß, senkten sich hier in die Schönheit einer waldigten, und ländlichen Gegend herab, Emilie sah indem sie herab ritten, mit Entzücken auf Livorno und seinen geräumigen Hafen hin, der mit Schiffen angefüllt, und mit diesem schönen Hügeln gekrönt war.

Es überraschte und ergötzte sie nicht weniger, die Stadt mit Menschen in den Trachten aller Nationen angefüllt zu finden. Dieser Anblick erinnerte sie an eine Venedische Maskerade zur Zeit des Carnevals; | allein hier war ihr Gemüth ohne Frölichkeit,

Lärmen ohne Musik und Eleganz durfte man nur in den wallenden Umrissen der umliegenden Berge suchen.

Herr Dúpont eilte gleich nach ihrer Ankunft nach dem Hafen, wo er von verschiedenen französischen Schiffen hörte; eines sollte in wenig Tagen nach Marseille absegeln, von wo sie sich leicht ein andres Schiff, verschaffen konnten, um über den Schlund von Lyon nach Narbonne zu gehn, an dessen Küste nur wenige Meilen von der Stadt entfernt, das Kloster lag, wohin Emilie sich zurück zu ziehen wünschte. Er beredete sogleich mit dem Kapitain die Ueberfahrt nach Marseille, und Emilie hatte die Freude zu hören, daß ihre Reise nach Frankreich ausgemacht war. Ihre Seele war nun von der Angst vor Verfolgung befreit, und die angenehme Hofnung, ihr Vaterland wieder zu sehn, das Land, welches Valancourt einschloß, gab ihr einen Grad von Heiterkeit, wie sie seit dem Tode ihres Vaters kaum geschmecket hatte. Dúpont erfuhr ebenfalls zu Livorno, daß sein Regiment nach Frankreich eingeschift sey; eine Nachricht, die ihn sehr freute, denn er konnte nun ohne sich Vorwürfe zu machen, oder die Misbilligung seines Commendanten zu fürchten, Emilien dahin begleiten. Er untersagte sich in diesen Tagen aufs strengste sie durch eine Erwähnung seiner Leidenschaft zu belästigen und obgleich sie ihn nicht liebte, konnte sie ihm doch ihre Achtung und | ihr Mitleid nicht versagen. Er suchte sie mit den schönen Gegenden um die Stadt zu unterhalten, und sie giengen oft am Seeufer und an den lebhaften Hafen spatzieren, wo Emilie sich mit der Ankunft und dem Abgange der Schiffe amüsirte, an der Freude der Ankommenden Theil nahm, und oft eine sympathetische Thräne des Kammers mit den Scheidenden weinte.

Zehntes Kapitel

Wir kehren nun wieder nach Languedoc und zu dem Grafen von Villefort zurück, dem das Gut des Marquis de Villeroi, in der Nähe des St. Claren Klosters zufiel. Man wird sich erinnern, daß dieses

Schloß unbewohnt war, als St. Aubert mit seiner Tochter in die Gegend kam, und daß der erste in große Bewegung gerieth sich so nahe bei Chateau le Blanc zu sehen, ein Ort, von welchem nachher der gute alte la Voisin einige Winke fallen ließ, die Emiliens Neugier in Bewegung setzten.

Im Jahre 1584, zu dessen Anfange St. Aubert starb, gelangte Franz Beauveau, Graf de Villefort zum Besitz des Gebäudes und der großen Güter von Chateau le Blanc in der Provinz Languedoc am Ufer des Mittelländischen Meeres. Dieses Gut, welches seit einigen Jahrhunderten seiner Familie zugehört hatte, fiel jetzt beim Absterben seines Veters, des Marquis von Ville|roi, auf ihn. Der Marquis war ein Mann von strengen Sitten und zurückhaltendem Wesen, und diese Eigenschaften sowohl als sein Posten, der ihn oft ins Feld rief, hatten alle Vertraulichkeit mit seinem Vetter, dem Grafen von Villefort verhindert. Sie hatten sich mehrere Jahre lang wenig gesehn und der Graf erhielt die erste Nachricht von seinem Absterben zugleich mit den Instrumenten, die ihn in den Besitz von Chateau le Blanc setzten; allein er wollte erst das Jahr darauf dieses Schloß besuchen und den Sommer daselbst zubringen. Die Gegenden um Chateau le Blanc drangen oft mit den erhöhten Farben, welche eine warme Einbildungskraft den Eindrücken jugendlicher Freuden giebt, vor seine Erinnerung: er hatte vor vielen Jahren, noch zu Lebzeiten der Marquise und in dem Alter, wo die Seele den Eindrücken von Freude und Frölichkeit ganz empfänglich ist, diesen Ort besucht: und wiewohl er eine lange Zwischenzeit im Gewühl von Beschäftigungen, die nur zu oft das Herz verderben, und den Geschmack vergiften, zugebracht hatte, so waren doch die Schatten von Languedoc und die Größe seiner fernen Gegenden nie ganz aus seinem Gedächtnisse verschwunden.

Das Schloß war viele Jahre lang vom verstorbenen Marquis ganz verlassen und nur von einem alten Verwalter und seiner Frau bewohnt worden, die es sehr in Verfall gerathen ließen. Es unter seiner Aufsicht wieder ausbessern zu lassen, war eine Hauptsache,

| warum der Graf die Sommermonathe in Languedoc zubrachte, und weder die Vorstellungen, noch die Thränen der Gräfin, denn bei dringenden Veranlassungen konnte sie weinen, waren im Stande, seinen Entschluß zu erschüttern. Sie machte sich also gefaßt, dem Befehle, den sie nicht hintertreiben konnte, zu gehorchen und die fröhlichen Gesellschaften von Paris, wo ihre Schönheit allgemein anerkannt wurde und den Beifall erhielt, worauf ihr Verstand nur schwache Ansprüche geben konnte, mit dem dunkeln Kanapee der Wälder, der einsamen Größe der Berge, dem Feierlichen gothischer Hallen und langer Gänge, auf welchen nur der einsame Fußtritt eines Bedienten, oder der abgemessene Klang der großen Glocke wiederhalte, zu vertauschen. Sie suchte diese traurige Aussichten durch den Gedanken an die fröhliche Weinlese in den Weinbergen von Languedoc, wovon sie so viel hatte erzählen hören, zu erheitern; aber ach! auch dort bewegten sich keine leichten Sylphengestalten nach der fröhlichen Melodie Parisischer Tänze und der Anblick eines plumpen Bauerfestes konnte einem Herzen wenig Vergnügen machen, in welchem selbst die Gefühle gewöhnlicher Menschenliebe längst unter dem Verderben des Luxus erstickt waren.

Der Graf hatte einen Sohn und eine Tochter, Kinder erster Ehe, die er nach dem südlichen Frankreich mitzunehmen dachte. Heinrich, ein Jüngling von zwanzig Jahren, stand in französischen Diensten, und Blanka, | die noch nicht achtzehn Jahr alt war, mußte bisher in einem Kloster leben, wohin sie gleich nach ihres Vaters zweiter Heirath gebracht wurde. Die gegenwärtige Gräfin, die weder Talente noch Neigung besas, der Erziehung Ihrer Schwiegertochter vorzustehn, hatte zu diesem Schritte gerathen, und die Furcht vor ihrer höhern Schönheit machte, daß sie seitdem alles anwandte, um den Zeitpunkt von Blankas Entfernung zu verlängern: es gereichte ihr daher zu großer Kränkung, daß der Graf auch hierin ihr widersprach. Doch tröstete sie sich einigermaßen mit dem Gedanken, daß die Schatten des Landes der Gräfin Blanka Schönheit wenigstens auf eine Zeitlang vor dem Auge des Publikums verbergen würden.

Blankas Herz schlug hoch vor Entzücken bei der Aussicht von Neuheit und Freiheit, die vor ihr lag. Ihre Ungeduld stieg, so wie die Zeit ihrer Abreise näher kam, und die letzte Nacht, in der sie alle Glockenschläge zählte, schien ihr die längste, die sie jemals erlebt hatte. Endlich dämmerte das Morgenlicht: die Frühglocke ertönte; sie hörte die Nonnen aus ihren Zellen herab kommen und sprang von einem schlaflosen Kissen auf, um den Tag zu begrüßen, der sie aus dem strengen Kloster hinaus in eine Welt einführen sollte, wo sie sich die Freude immer lächelnd, die Güte immer gesegnet dachte, wo mit einem Worte nichts als Freude und Wohlwollen regierte! — So wie sie die Glocke am grossen Thore ziehn und gleich darauf | Wagenräder rasseln hörte, sprang sie mit klopfendem Herzen an ihr Fenster, und als sie ihres Vaters Wagen im Hofe stehn sah, tanzte sie mit lustigen Schritten durch die Gallerie hin ins Sprachzimmer, wo die Aebtißin sie erwartete. Die Gräfin erschien ihr jetzt als ein Engel, der sie zur Glückseligkeit führen sollte. Die Gefühle aber, womit diese sie ansah, stimmten nicht mit den ihrigen überein. Noch nie hatte Blanka ihr so liebenswürdig geschienen, als in diesem Augenblick, wo ihr Gesicht, von einem Lächeln der Freude beseelt, in der Schönheit glücklicher Unschuld strahlte.

Nach einem kurzen Gespräch von wenig Minuten mit der Aebtißin, stand die Gräfin auf um fortzugehn. Dies war der Augenblick, den Blanka so begierig erwartet hatte; der Gipfel, von welchem sie herab sah auf das Feenland der Glückseligkeit und alle seine Zaubereien überschaute — konnte es also wohl ein Augenblick der Thränen seyn? Und doch war er es. Sie wandte sich mit verändertem und niedergeschlagenem Gesicht zu ihren jungen Gefährtinnen, die weinend gekommen waren, ihr Lebewohl zu sagen. Selbst von der Aebtißin, so stattlich und feierlich sie auch war, nahm sie mit einer Beklemmung Abschied, die sie nur eine Stunde zuvor unmöglich geglaubt hätte zu fühlen. Wir fühlen immer ein gewisses Widerstreben, selbst von unangenehmen Gegenständen zu scheiden, wenn wir wissen, daß es auf immer ist. — Sie küßte die

armen Nonnen und folgte der Gräfin mit Thränen von dem Orte, den sie nur mit Lächeln zu verlassen geglaubt hatte.

| Bald aber fesselte die Gegenwart ihres Vaters und die Mannigfaltigkeit von Gegenständen unterwegs, ihre Aufmerksamkeit und zerstreute den Schatten, den ein zärtlicher Kummer auf ihre Lebensgeister geworfen hatte. Unaufmerksam auf ein Gespräch zwischen der Gräfin und ihrer Freundin, Mademoiselle Bearn, sah Blanka in holden Träumereien versunken, den Wolken nach, die still über die blaue Fläche hinschwammen, jetzt die Sonne verschleierten und ihre Schatten längs der fernen Gegend hinstreckend, all' ihren Glanz verhüllten. Die Reise gewährte Blankan unaussprechliches Entzücken: neue Scenen der Natur traten jeden Augenblick vor ihre Augen und ihre Phantasie wurde mit lebhaften schönen Bildern bereichert.

Am Abend des siebenten Tags erreichten die Reisenden Chateau le Blanc, dessen romantisch schöne Lage Blanken bezauberte. »Welch ein trauriger Ort!« rief hingegen die Gräfin, als der Wagen in die tiefern Schatten des Waldes vor dem Eingange ins Schloß drang. »Sie werden doch unmöglich die Absicht haben, Graf! den ganzen Sommer in diesem wüsten Aufenthalte zuzubringen! Wenigstens sollte man einen Becher aus Lethe mitbringen, damit nicht die Erinnerung an anmuthigere Gegenden den unangenehmen Eindruck von dieser erhöht.«

»Die Dauer meines Aufenthalts wird von Umständen abhängen, Madame!« erwiderte der Graf! »dieser wüste Ort wurde von meinen Vorfahren bewohnt!«

| Der Wagen hielt jetzt vor dem Schlosse, an dessen Thüre der alte Verwalter und die Pariser Bedienten erschienen, die vorausgeschickt waren, um alles zum Empfang ihrer Herrschaft zu bereiten. Lady Blanka sah nun, daß das Haus nicht ganz in gothischem Style gebaut war, sondern daß es Zusätze von neuerer Zeit hatte. Der dunkle große Saal, den sie jetzt betrat, war indessen ganz gothisch, und die reichen Tapeten an der Wand stellten Scenen aus der alten, romantischen Vorzeit dar. Gerne hätte Blanka die schöne

Aussicht aus den Fenstern recht lange genossen, allein die Gräfin, der alles, was sie sah, zuwider war, und die sich nach Ruhe und Erfrischungen sehnte, eilte weiter in ein großes Zimmer, dessen mit Cederholz getäfelte Wände, spitze Fenster und mit dunkeln Cypressen eingelegte Decke eine Dunkelheit gaben, welche der hellgrüne, mit verblichem Golde befrans'te Sammt der Stühle und Sophas ehemals zu beleben bestimmt gewesen schien.

Der Graf gieng mit seinem Sohne um sich weiter im Schlosse umzusehn, Blanka aber mußte zu ihrem Leidwesen bleiben und Zeugin des Unmuths und der übeln Laune ihrer Stiefmutter seyn. Kaum aber hatte die Gräfin sich mit Mademoiselle Bearn in ihr Schlafzimmer begeben, so eilte Blanka in ein ofnes Portico von leichter, zierlicher Bauart, das mit weissen Marmor gepflastert und von Pfeilern getragen ward, die in hohen Schwibbogen aufstiegen. Der Mond gieng eben über der See auf und enthüllte allmählig die Schönheiten der Anhöhe, auf welcher sie stand.

| »Und habe ich in dieser prächtigen Welt so lange gelebt«, sagte sie, »und nie bis jetzt einen solchen Anblick gesehn! nie dieses Entzücken erfahren! Jedes Bauermädgen auf meines Vaters Gütern hat von Kindheit auf das Antlitz der Natur gesehn, während ich in einem Kloster von dem Anschau aller dieser schönen Gegenstände ausgeschlossen blieb, die bestimmt waren, alle Augen zu bezaubern, alle Herzen zu erwecken. Wie können die armen Mönche und Nonnen die volle Gluth der Andacht fühlen, wenn sie nie die Sonne auf oder untergehn sahn? Bis diesen Abend wußte ich nicht, was wahre Andacht ist: denn nie sah ich die Sonne unter die weite Erde sinken. Morgen will ich, zum erstenmal in meinem Leben, sie aufgehn sehn. O wer kann doch in Paris leben wollen, um schwarze Mauer und kothigte Straßen zu sehn, wenn auf dem Lande der blaue Himmel und die ganze grüne Erde vor ihm liegt!«

Die alte Dorothee rief sie zum Abendessen ab, bei welchem der Graf wenig sprach und mit seinen Gedanken abwesend zu seyn schien. Er bemerkte nur, daß der Ort sehr verändert wäre, seit er ihn nicht gesehn.

»Konnte diese Gegend jemals lieblicher seyn als jetzt?« sagte Blanka. — Der Graf sah sie mit schmerzhaften Lächeln an: »Einst sah ich sie mit eben solchem Entzücken als du«, erwiderte er. »Die Landschaft ist noch dieselbe, aber mich hat die Zeit verändert. Die Illusion, welche das Colorit der Natur belebte, schwindet schnell dahin! Wenn du lebst, meine liebe Blanka, um nach vielen Jahren diesen Ort einmal wieder zu besuchen, so wirst du dich vielleicht an die Empfindungen deines Vaters erinnern und sie verstehn.«

Blanka schwieg, durch diese Worte gerächet, sie blickte voraus auf den Zeitpunkt, dessen der Graf erwähnte, und bei dem Gedanken, daß er dann wahrscheinlich nicht mehr seyn würde, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Sie reichte ihrem Vater die Hand; er lächelte zärtlich und trat an ein Fenster, um seine Bewegung zu verheelen.

Elftes Kapitel

Am andern Morgen erwachte Blanka lange nach der Stunde, auf die sie sich so sehr gefreut hatte. Doch vergas sie ihren Verdruss sogleich, als sie das Fenster öffnete, und auf einer Seite die weite See mit ihren hinschwebenden Seegeln und glänzenden Rudern in den Morgenstrahlen schimmern sah, während auf der andern die frischen Wälder, die sich weit hinstreckenden Thäler und blauen Berge in der Pracht des Tages glühten.

Sie fand die kleine Gesellschaft bereits im Frühstückszimmer versammelt. Die Heiterkeit eines hellen Sonnenscheins hatte die traurigen Schatten des Tiefsinns aus des Grafen Seele vertrieben; ein freundliches Lächeln schwebte auf seinem Gesicht und er sprach aufmunternd mit Blanken, deren Herz die Töne zurückgab. Die schöne Natur schien ihren Einfluß auf alle zu verbreiten. Selbst die Gräfin ließ sich herab, die Höflichkeiten ihres Gemahls mit Gefälligkeit anzunehmen.

Bald nach dem Frühstück zerstreute sich die Gesellschaft; der

Graf gieng mit seinem Verwalter ins Arbeitszimmer, um Rechnungen durchzusehn; Heinrich eilte ans Ufer, um ein Boot zu besehn, mit dem sie Abends eine kleine Fahrt machen wollten, und die Gräfin begab sich mit Mademoiselle Bearn in ein Zimmer im neuern Flügel des Schlosses, welches mit äußerster Eleganz aufgeputzt war. Die Fenster stießen auf die See und ersparten ihr den Anblick der Pyrenäen, die ihr abscheulich schienen. Hier legte sie sich auf ein Sopha, warf ihre schmachtenden Augen auf den Ozean, der jenseits der Waldspitzen erschien und überließ sich allem Genuß der Langenweile, während ihre Gesellschafterin ihr einen sentimentalischen Roman über ein modernes System der Philosophie vorlas! denn die Gräfin war selbst ein Stückchen von *Philosophin*, besonders was den *Unglauben* betraf, und in einem gewissen Zirkel wartete man mit Ungeduld auf ihre Meinungen und nahm sie als Lehrsätze auf.

Gräfin Blanka eilte indess, in den milden Waldspatziergängen ums Schloß ihrer neuen Begeisterung nachzuhängen; unter den Schatten des Waldes verwandelte sich ihre fröliche Laune allmählig in beschauliches Nach|sinnen. Jetzt gieng sie mit feierlichen Schritten unter der Dunkelheit dicht verflochtner Zweige hin, wo noch der frische Thau auf jede Blume schimmerte, die aus dem Grase hervorsah: dann hüpfte sie mit leichten Schritten über einen Pfad, auf welchen die Sonnenstrahlen fielen und das zitternde Laub beleuchteten — wo das zarte Grün der Buche, des Acacien und Eichenbaums sich mit der dunkeln Ceder, Cypresse, und Fichte mischten und einen eben so schönen Contrast im Colorit darstellten, als die majestätische Eiche und orientalische Palme in der Form gegen die Federleichtigkeit des Korkbaums und die wehende Anmuth der Pappelweide.

Die Gesellschaft kam in der besten Laune des Mittags zusammen, die Gräfin ausgenommen, deren leere Seele von der Langenweile des Müsiggangs überwältigt, sie weder selbst glücklich seyn, noch zur Glückseligkeit andrer beitragen ließ. Mademoiselle Bearn versuchte witzig zu seyn und richtete ihre *Badinage* gegen

Heinrich, der ihr mehr aus Höflichkeit als aus Neigung antwortete: wenn gleich ihre Lebhaftigkeit ihn zuweilen unterhielt, stießen doch ihre Einbildung von sich selbst und ihre Fühllosigkeit ihn öfterer zurück.

Blankas Frölichkeit verschwand als sie den Rand der See erreichten. Sie sah mit Aengstlichkeit die unermeßliche Wasseroberfläche an, die in der Ferne nur ihr Entzücken und Erstaunen erregte, und es bedurfte eines raschen Entschlusses, ehe sie ihre Furcht so weit überwand, ihrem Vater in das Boot zu folgen.

| Wenn sie schweigend den weiten Horizont übersah, der sich rings um den fernen Rand des Ozeans neigte, so unterdrückte eine Regung des erhabensten Entzückens das Gefühl persönlicher Gefahr. Ein leichter Zephyr spielte auf dem Wasser auf dem seidnen Segel des Boots, und wehte im Laube der zurückweichenden Wälder, die viele Meilen weit die Berge krönten und vom Grafen sowohl mit einem stolzen Gefühl des Besitzes, als mit dem Auge des Geschmacks angesehen wurden.

In einiger Entfernung im Walde stand ein Pavillon, der ehemals der Sitz geselliger Frölichkeit gewesen war, aber noch immer ein Aufenthalt romantischer Schönheit blieb. Der Graf hatte Coffée und andere Erfrischungen dahin bringen lassen, und die kleine Schiffparthie steuerte jetzt darauf zu, indem sie den Krümmungen des Ufers um manches waldigte Vorgebürg folgte, während die traurigen Töne der Hörner und anderer Blasinstrumente, die von dem Gefolge in einem fernen Boote gespielt wurden, zwischen den Lippen wiederhallten und auf den Wellen starben. Blanka hatte nun ihre Furcht besiegt; eine entzückende Ruhe verbreitete sich über ihre Seele und machte sie stumm: sie fühlte sich zu glücklich, um selbst als Vergleich mit ihrer jetzigen Wonne an das Kloster oder an ihr vergangnes Leiden zu denken.

Auch die Gräfin fühlte sich weniger unglücklich, als sie sich noch seit dem Augenblick ihrer Abreise aus | Paris gefühlt hatte: ihre Seele war jetzt unter einer Art von Zwang; sie fürchtete ihrer verkehrten Laune nachzuhängen und wünschte sogar,

des Grafen gute Meinung wieder zu gewinnen. Er sah mit gemäßigtem Vergnügen und mit wohlwollender Zufriedenheit seine Familie und die umliegende Scene an, während sein Sohn allen Frohsinn der Jugend zeigte, neue Freuden vorausahndete, und die verschwundenen vergas.

Der Pavillon war so gut als es in der kurzen Zeit möglich war, zur Aufnahme der Gäste bereitet; allein die verblichnen Farben der gemahlten Wände und Decke, und die beschädigte Stickerei der einst prächtigen Möbeln, zeigten, wie lange er vernachlässigt und dem Einfluß der Jahreszeiten überlassen geblieben war. Während die Gesellschaft eine Collation von Coffée und Früchten verzehrte, unterbrachen die Hörner, die im Walde gespielt wurden, wo ein Echo ihre melancholischen Töne versüßte und verlängerte, die Stille der Scene. Dieser Ort schien selbst der Gräfin Bewunderung zu erregen; oder vielleicht war es nur um des Vergnügens willen, Möbeln und Verzierungen auszudenken, daß sie so lange bei der Nothwendigkeit, ihn auszubessern und auszuschnücken verweilte. Der Graf, der sich nie glücklicher fühlte, als wenn er ihre Seele mit natürlichen und einfachen Gegenständen beschäftigt sah, stimmte in alle Vorschläge bereitwillig ein. Die Malerei an den Wänden und an der Decke sollte nur aufgefrischt, die Sophas und Stühle mit hellgrünem Damast überzogen | werden; marmorne Statuen von Waldnymphen, mit Körbchen voll lebendiger Blumen auf den Köpfen sollten den leeren Raum zwischen den Fenstern ausfüllen, die bis auf den Fusboden heruntergiengen und in jedem Theile des achteckigten Zimmers die mannigfaltige Landschaft zuließen. Ein Fenster stieß auf ein romantisches Thal, wo das Auge zwischen Waldklüften umher schwärmte, und die Scene sich nur durch eine verlängerte Pracht kleiner Wäldchen schloß, aus einem andern enthüllten die zurückweichenden Wälder die fernen Spitzen der Pyrenäen; ein drittes gieng auf eine Avenüe, hinter der die grauen Thürme von Chateau le Blanc und ein pittoresker Theil seiner Ruinen zwischen dem Laube hervorblickten, während ein viertes zwischen den Bäumen hindurch einen Schimmer von den grünen

Wiesen und Dörfern verrieth, welche die Ufer des Aude schmücken. Das mittelländische Meer mit den kühnen Klippen, die über seine Ufer ragen, waren die großen Gegenstände, die ein fünftes Fenster zeigte; und die andern ließen in verschiedenen Gesichtspunkten die wilden Scenen der Wälder sehn.

Erst nach einigen Stunden schifften sie sich wieder ein, und der schöne Abend reizte sie, ihre Fahrt zu verlängern. Eine tiefe Stille war auf das leichte Lüftgen gefolgt, das sie hieher getrieben hatte, und die Leute griffen zu ihren Rudern. Rings umher breitete sich das Wasser in eine weite Fläche von blankem Spiegelglas und stralte die grauen Klippen und befiederten | Wälder, den Glanz des westlichen Horizonts und die dunkeln Wolken zurück, die langsam vom Osten kamen. Blanka sah mit Vergnügen zu, wie die untertauchenden Ruder sich ins Wasser drückten und einen Kreis hinterließen, welcher der sich spiegelnden Landschaft eine zitternde Bewegung gab, ohne die Harmonie ihrer Umrisse zu stören.

Jetzt erblickten sie über die dunkeln Wälder hin einige hohe Thürme, in den Glanz der erlöschenden Strahlen getaucht, und bald darauf hörten sie in der Ferne einen Chor von Stimmen anschwellen.

»Was für Stimmen schallen dort durch die Luft«, sagte der Graf, indem er sich umher sah. »Es schien mir eine Vesperhymne zu seyn«, erwiderte Blanka, »die ich oft in meinem Kloster gehört habe.«

»Wir sind also nahe bei dem Kloster«, erwiderte der Graf. Das Boot lenkte um eine hohe Bucht und das St. Clarenkloster trat am Rande der See hervor, wo die plötzlich sinkenden Klippen einen kleinen Meerbusen bildeten, der beinahe von Wäldern umgeben war, und nur einzelne Theile des Gebäudes sehn ließ. Aus den grauen Mauern war Moos hervorgewachsen und um die spitzen Fenster der Kapelle hiengen Epheu und Wintergrün in phantastischen Kränzen. Der Graf ließ das Boot anhalten. Die Mönche sangen eben die Abendvesper, und verschiedene weibliche Stimmen misch|ten sich in die Melodie, die allmählig sanft aufstieg,

bis der hohe Discant und der tiefere Choral in volle und feierliche Harmonie aufschwollen. Blanka seufzte; Thränen zitterten in ihren Augen und ihre Gedanken schienen mit den Tönen zum Himmel empor zu steigen. Während eine Stille des Entzückens im Boote herrschte, kam ein Zug von Mönchen und nachher von weiß verschleierten Nonnen aus dem Kloster hervor, und schwebte unter dem Schatten der Wälder hin nach dem Hauptflügel des Gebäudes.

Die Gräfin unterbrach zuerst das Schweigen.

»Diese traurigen Hymnen und Mönche machen einen ganz melancholisch«, sagte sie; »die Dämmerung bricht ein; lassen Sie uns zurückkehren ehe es dunkel wird.«

Der Graf sah sich um und merkte, daß die Abenddämmerung durch einen herannahenden Sturm beschleunigt war. Im Osten zog sich ein Gewitter zusammen; eine Dunkelheit kam heran und stach gegen den Glanz der untergehenden Sonne ab. Die schreienden Seevögel schwirrten in schnellen Kreisen auf der Oberfläche der See, und tauchten ihre leichten Schwingen in die Wellen, als sie hinweg flogen, um Zuflucht zu suchen. Die Ruderknechte schlugen hart mit den Rudern, allein der Donner, der jetzt in der Ferne grunzte, und die schweren Tropfen, die auf das Wasser herabträufelten, | bestimmten den Grafen, zurück zu fahren und Zuflucht im Kloster zu suchen.

Sobald sie das Boot ans Land gebracht hatten, schickte der Graf einen Bedienten ins Kloster um sich anmelden zu lassen. Sie wurden von der Aebtißin sehr höflich empfangen und blieben bis das Gewitter ganz vorüber war. Der Abend war still und schön; es war die erste Mondlichtsfahrt, welche Blanka machte, und es war ihr unangenehm, sich früher als sie glaubte, wieder im Schlosse zu sehn.

Die Gräfin, die mehr Ermüdung vorgab, als sie wirklich fühlte, begab sich auf ihr Zimmer, und der Graf gieng mit Heinrich und seiner Tochter in den Saal, wo sie noch nicht lange gewesen waren, als der Sturm sich von neuem aufmachte. Sie hörten bald darauf einige Schüsse fallen, welche der Graf für ein Nothzeichen irgend

eines Fahrzeugs hielt. Er gieng an ein Fenster, das auf die See sties, allein sie lag in tiefer Dunkelheit und das laute Heulen des zurückgekehrten Sturms verschlang aufs neue jeden andern Laut. Blanka erinnerte sich an eine Barke, die sie in der Ferne gesehn hatte, und trat mit zitternder Angst zu ihrem Vater. Nach wenig Augenblicken hörten sie aufs neue einen Schuß auf dem Winde herbeigetragen und eben so schnell wieder verweht: ein schrecklicher Donnerschlag folgte, und in dem Blitz, der vorhergieng und über der ganzen Fläche des Wassers zu zittern | schien, sahen sie ein Fahrzeug in einiger Entfernung vom Ufer zwischen dem weißen Schaume der Wellen kämpfen. Blanka hieng sich mit Blicken voll Schreckens und Mitleids an ihres Vaters Arm. Sein Herz bedurfte keines Antriebs; er sah mit theilnehmender Betrübniß auf die See hin, und fand, daß es unmöglich war, ein Boot zur Hülfe zu schicken. Doch befahl er seinen Leuten, Fackeln auf die Klippen zu tragen, die dem Schiffe zu einer Art von Leuchte dienen oder wenigstens vor den Felsenklippen warnen könnten. Heinrich gieng mit, um anzuordnen, wo die Lichter erscheinen sollten; Blanka aber blieb mit ihrem Vater am Fenster, und fieng von Zeit zu Zeit einen Schimmer vom Schiffe auf. Bald sah sie mit neu auflebender Hofnung die Fackeln in der Schwärze der Nacht flammen und einen rothen Schimmer auf die tobenden Wellen werfen. So oft ein neuer Schuß fiel, wurden die Fackeln hoch in die Luft geschwenkt, als beantworteten sie das Signal und das Schießen wurde sogleich verdoppelt; ohngeachtet der Wind den Ton hinweg trug, glaubte sie doch bei dem Schein der Fackeln das Fahrzeug dem Ufer näher zu sehn.

Jetzt sah man des Grafen Bedienten ab und zu vom Felsen laufen; einige wagten sich beinahe auf die Spitze der Klippen und reichten ihre an langen Stangen befestigten Fackeln hinaus, während andre den steilen, gefährlichen Pfad bis zum Rande der See hinab stiegen und laut den Matrosen zuriefen, deren helles | Pfeifen und schwache Stimmen sich von Zeit zu Zeit mit dem Sturme mischten. Ein plötzliches Geschrei von den Leuten auf den Felsen trieb Blankens Angst aufs höchste; allein ihre Ungewisheit

wegen des Schicksals der Seefahrer, hatte bald ein Ende, als Heinrich athemlos ins Zimmer stürzte und meldete, daß das Schiff vor Anker gegangen aber so sehr beschädigt sey, daß man fürchtete, es würde von einander bersten, ehe die Passagiere sich ausschiffen könnten. Der Graf gab sogleich Befehl, daß seine Boote helfen sollten, sie ans Ufer zu bringen, und daß alle Unglücklichen, die im nächsten Dorfe nicht unterkommen könnten, im Schlosse aufgenommen werden sollten. Unter diesen letzten befanden sich *Emilie St. Aubert*, Herr *Dúpont*, *Ludovico* und *Annette*, die sich zu Livorno eingeschifft, Marseille erreicht hatten und über den Schlund von Lyon gehn wollten, als dieser Sturm sie überraschte. Der Graf nahm sie mit der ihm eignen Güte auf, und ohngeachtet Emilie sogleich nach dem St. Claren Kloster zu gehn wünschte, wollte er ihr nicht erlauben, das Schloß diese Nacht zu verlassen; in der That würden auch die Angst und Ermüdung, die sie ausgestanden hatte, ihr kaum zugelassen haben, weiter zu gehn.

Der Graf erkannte in Herrn *Dúpont* einen alten Bekannten, und wünschte sich Glück, ihn bei sich zu sehn; auch Emilie wurde unter ihrem Namen der Familie des Grafen vorgestellt, dessen gastfreies Wohlwollen die kleine Verlegenheit, die ihre Lage verursachte, | bald zerstreute. Sie setzten sich zum Abendessen nieder, und Blankens ungekünstelte Gutmüthigkeit, die lebhaftere Freude, welche sie über die Rettung der Fremden äusserte, heiterte Emilien allmählig auf, und *Dúpont*, von seiner Angst um sie und um sich selbst befreit, fühlte den ganzen Abstand zwischen seiner eignen Lage auf einem dunkeln stürmischen Meere und seiner gegenwärtigen in einem heitern Zimmer, wo er Ueberfluß, Eleganz und Lächeln des Willkommens um sich sah.

Emilie zog sich bald zurück, um die Ruhe zu suchen, deren sie so sehr bedurfte, aber ihr Kopfkissen verweigerte ihr lange den Schlaf. Zu viele Erinnerungen erwachten bei dieser Rückkehr in ihr Vaterland; alles was sie erfahren, was sie gelitten hatte, seit sie es verließ, trat in langer Folge vor ihre Phantasie und wurde nur durch Valancourts Bild vertrieben. Es machte ihr unaussprechliche

Freude sich nach so langer Trennung noch einmal in demselben Lande mit ihm zu wissen, dann aber stiegen Furcht und Besorgnis in ihr auf, wenn sie bedachte, wie lange Zeit verstrichen war, seit sie nichts von ihm gehört hatte, und was sich indessen alles konnte zugetragen haben! Allein der Gedanke, daß Valancourt nicht mehr, oder wenigstens für sie nicht mehr lebte, war ihr so schrecklich, daß sie kaum bei der Möglichkeit verweilen konnte. Sie beschloß, ihn den folgenden Tag von ihrer Ankunft in Frankreich zu benachrichtigen, und die Hofnung, bald zu erfahren, daß er noch unverändert in seiner Zärtlichkeit sey, wiegte sie endlich in Schlaf.

Zwölftes Kapitel

Die Gräfin Blanka war so sehr von Emilien eingenommen, daß sie ihren Vater ersuchte, sie zu bitten, noch eine Zeitlang im Schlosse zu bleiben, ehe sie ihren Aufenthalt im Kloster nähme. »Sie wissen liebster Vater, wie glücklich mich eine solche Gesellschaft machen würde; ich habe gar keine Freundin um mich, mit der ich spazieren gehn, oder lesen könnte: denn Mademoiselle Bearn hält sich nur zu der Mamma.«

Der Graf lächelte über die jugendliche Einfalt, womit sich seine Tochter den ersten Eindrücken überließ, doch freute er sich im Stillen über das wohlwollende Herz, das sich so leicht in Vertraulichkeit gegen eine Fremde ergießen konnte. Er hatte Emilien aufmerksam beobachtet, und so sehr viel Gefallen an | ihr gefunden, als es nur nach einer so kurzen Bekanntschaft möglich war, doch war er so behutsam in der Wahl einer Freundin für seine Tochter, daß er sich vornahm, die Aebtissinn im St. Claren Kloster zu besuchen, und nur dann, wenn ihre Nachricht von Emilien mit seinem Wunsche überein stimmte, sie einzuladen, eine Weile auf seinem Schlosse zu bleiben.

Emilie war noch zu ermüdet, um den folgenden Morgen beim Frühstück zu erscheinen; Herr Dúpont aber war gegenwärtig, und

wurde vom Grafen gebeten, als ein bekannter und Sohn eines alten Freundes seinen Aufenthalt im Schloße zu verlängern. Dúpont nahm diese Einladung willig an, weil er dadurch noch länger in Emiliens Nähe blieb; denn ob er gleich keine Hoffnung zu nähren wagte, daß sie jemals seine Liebe erwidern würde, hatte er doch für den Augenblick nicht Stärke genug, sie zu besiegen.

Als Emilie sich etwas wieder erholt hatte, wanderte sie mit ihrer neuen Freundin in der Gegend umher, und gerieth dabey in solches Entzücken, als Blanka im Wohlwollen ihres Herzens es gewünscht hatte. Nur schien es Emilien zu ihrer Befremdung, als wenn sie schon ehemals einige dieser Gegenstände gesehn hätte. Sie erinnerte sich an die Gefilde und Wälder, mit dem funkelnden Bach, durch die sie eines Abends bald nach dem Tode ihres Vaters auf ihrem Wege nach der Hütte gekommen war, und erkannte | nun dieses Schloß für das nämliche, welches sie damals vermieden, und wovon er einige merkwürdige Winke fallen ließ.

Durch diese Entdeckung mehr betroffen, als sie sich selbst erklären konnte, sann sie einige Zeit stillschweigend nach, und erinnerte sich der Bewegung, welche ihr Vater verrieth, als er sich so nahe bei diesem Gebäude sah, und einiger andern Umstände, die ihr jetzt sehr merkwürdig waren. Auch die Musik, welche sie hier gehört hatte, und wovon La Voisin eine so sonderbare Nachricht gab, fiel ihr ein, und sie wünschte zu wissen, ob sie sich noch hören ließe, und ob der Spieler noch nicht entdeckt sey.

Sie befragte bei ihrer Zuhausekunft die alte Dorothee, mit der sie schon den Abend vorher geplaudert hatte, und hörte, daß die Musik allerdings noch oft zu hören sey, daß man aber den Musikus nie entdeckt hätte. »Hat man denn nie nachgefragt?« fragte Emilie: »Ach gnädiges Fräulein! nachgeforscht genug, aber wer kann einem Geist nachspüren?«

Emilie lächelte, während Blanka sich neugierig erkundigte; doch fühlte sie sich im Stillen geneigt, mehr an das Wunderbare zu glauben, als sie zu gestehen wagte. Eben jetzt fiel ihr der Anblick in einem Zimmer zu Udolpho und durch eine seltsame Ideen-

verbindung auch die beunruhigenden Worte ein, die | sie zufällig in den Papieren las, die sie auf Befehl ihres Vaters verbrannt hatte.

»Diese junge Dame«, fuhr Dorothee fort, »erinnert mich immer an die verstorbene Marquise; sie sah eben so blühend aus und hatte gerade dieses Lächeln. Die arme Dame, wie sie froh und lustig war, als sie zuerst ins Schloß kam!«

»Und war sie es nachher nicht mehr?«, fragte Blanka. Dorothee schüttelte den Kopf und sah traurig vor sich hin. »Ach!« sagte sie nach einer Weile, »ich sehe sie noch auf dem Todtenbette vor mir, ich sehe ihren Blick, und erinnere mich da alles was sie sagte — es war ein schrecklicher Auftritt!«

»Und warum war er so schrecklich?« — fragte Emilie mit Bewegung.

»Ach liebes Fräulein! ist nicht der Tod immer schrecklich?« — erwiederte Dorothee.

Blanka that noch einige Fragen, die Dorothee unbeantwortet ließ; Emilie sah, daß ihr Thränen in den Augen standen, und suchte ihre Aufmerksamkeit auf etwas anders zu ziehen. Sie sahe den Grafen mit der Gräfin und Herrn Dúpont im Garten, und sie giengen sogleich zu ihnen herunter.

| Sobald der Graf Emilien sah, kam er ihr entgegen und stellte sie auf eine so freundliche Art der Gräfin vor, daß sie sich lebhaft an ihren verstorbenen Vater erinnerte. Sie fühlte mehr Dankbarkeit gegen ihn als Verlegenheit gegen die Gräfin, die sie indessen mit einem einnehmenden Lächeln empfing, das ihre Launen ihr zuweilen anzunehmen erlaubten, und das jetzt die Folge eines Gesprächs schien, welches der Graf über Emilien mit ihr geführt hatte. Was auch der Inhalt gewesen seyn, oder was bei seinem Besuche bei der Aebtissin vorgefallen seyn mochte, so waren doch Achtung und Wohlwollen in seinem ganzen Betragen gegen Emilien sichtlich, und sie fühlte die süße Empfindung, die aus dem Bewußtseyn entsteht, den Beyfall der Guten zu besitzen.

Ehe sie noch ihre Danksagung für die genoßene Gastfreyheit zu Ende bringen und ihren Vorsatz, ohne weitem Aufschub ins Kloster

zu gehn, äussern konnte, unterbrach sie der Graf durch die Bitte, ihren Aufenthalt bey ihm zu verlängern. Auch die Gräfin stimmte so angelegentlich ein, daß sie ohngeachtet ihres Wunsches, ihre alten Freundinnen im Kloster wieder zu sehn, und noch einmal über ihres Vaters Grab zu weinen, sichs gefallen ließ, einige Tage im Schloße zu verweilen.

Doch schrieb sie nun unverzüglich an die Aebtissin, meldete ihr ihre Ankunft zu Languedoc und ihren | Wunsch, als Kostgängerin im Kloster aufgenommen zu werden. Auch schrieb sie an Herrn Quesnel und an Valancourt, die sie blos von ihrer Ankunft in Frankreich benachrichtigte; da sie nicht wußte, an welchem Orte der letzte stand, addressirte sie ihren Brief nach seines Bruders Gute in Gasconien.

Gegen Abend giengen Gräfin Blanka und Herr Dúpont mit Emilien nach La Voisins Hütte, der sie sich jetzt mit einem traurigen Vergnügen näherte: denn die Zeit hatte ihren Schmerz um St. Auberts Verlust gesänftigt, wenn sie ihn gleich nicht vernichten konnte, und sie hieng mit süßer Melancholie den Erinnerungen nach, welche diese Scene zurückrief. La Voisin lebte noch und schien so wie vormals den ruhigen Abend eines untadelhaften Lebens zu genießen. Er saß vor der Thür seiner Hütte, und wartete einige seiner Groskinder, die auf dem Grase vor ihm spielten. Er erkannte Emilien sogleich, und freute sich sehr sie zu sehen, so wie sie sich freute zu hören, daß er seit ihrer Abreise niemand von den seinigen verlohren hatte.

Sie getraute sich nicht das Zimmer, wo St. Aubert gestorben war, zu besuchen, und verließ nach einem Gespräch von einer halben Stunde mit La Voisin und seiner Familie die Hütte wieder.

| Sie bemerkte in diesen ersten Tagen ihres Aufenthalts zu Chateau Le Blanc oftmals mit stiller Rührung die stumme aber tiefe Melancholie, die den Dúpont zu Zeiten überfiel. Sie bemitleidete die Selbsttäuschung, die seinen Willen zur Abreise entwarfnete, und beschloß, sich zurückzuziehen, sobald ihre Achtung für den Grafen und die Gräfin Villefort es zulassen würde. Die

Niedergeschlagenheit seines Freundes beunruhigte auch bald den Grafen, und Dúpont vertraute ihm endlich das Geheimnis seiner hoffnungslosen Liebe, der Graf konnte ihm nur sein Mitleiden schenken, ob er sich gleich im stillen vornahm, seiner Bewerbung das Wort zu reden, sobald sich eine Gelegenheit darbieten würde. Da er Dúponts mißliche Lage fühlte, so widersprach er seiner Aeußerung, Chateau Le Blanc den folgenden Tag zu verlassen, nur schwach, lud ihn aber dringend ein, ihn auf längere Zeit zu besuchen, sobald er mit Sicherheit für seine Ruhe zurückkehren könnte. Emilie, die ihm ihre Achtung nicht versagen konnte, trennte sich nicht ohne zärtliche Regungen von Dankbarkeit und Mitleid von ihm, und er nahm mit einem so sprechenden Ausdruck von Liebe und Schmerz auf seinem Gesicht von ihr Abschied, daß der Graf sich nur noch wärmer für ihn interessirt fühlte.

Nach wenig Tagen verließ auch Emilie das Schloß; doch mußte sie vorher dem Grafen und der Gräfin versprechen, ihren Besuch bald zu wiederholen.

| Die Aebtissin empfing sie mit der mütterlichen Zärtlichkeit, die sie ihr schon ehemals bewiesen hatte, und die Nonnen kamen ihr mit allen Beweisen der Achtung und Zuneigung entgegen. Die wohl bekannten Gegenstände im Kloster erweckten ihr viele schwermüthige Erinnerungen, doch vermischten sich andere damit, welche ihr Dankbarkeit einflößten, den vielen Gefahren, die sie verfolgt hatten, entgangen zu seyn, und noch *soviel* gerettet zu haben. Zwar weinte sie noch Thränen zärtlicher Rührung auf ihres Vaters Grab, doch hatte ihr Schmerz vieles von seiner vorigen Bitterkeit verlohren.

Einige Zeit nach ihrer Ankunft im Kloster erhielt sie eine Antwort von Herrn Quesnel. Er schrieb kalt und steif, wie sie erwartete, äusserte weder Bedauern mit ihren gehabtten Unfällen noch Vergnügen über ihre Rettung. Auch unterließ er nicht ihr einen Vorwurf über ihr Betragen gegen den Grafen Morano zu machen, den er noch immer als einen Mann von Ehre und Vermögen zu betrachten schien, und heftig auf Montoni zu schimpfen, unter

dessen Superiorität er sich doch bis jetzt immer gebeugt hatte. Ueber Emiliens Geldangelegenheiten ließ er sich nicht weitläufig aus. Er erwähnte nur, daß der Pachtungstermin von La Vallée beinahe verflossen wäre, und setzte ohne sie in sein Haus einzuladen, hinzu, daß ihre Lage ihr auf keine Weise erlaubte daselbst zu | wohnen, und daß er ihr wenigstens für jetzt riethe, in dem St. Claren Kloster zu bleiben.

In einer Nachschrift meldete er ihr noch, daß Herr Moteville, in dessen Hände der verstorbene St. Aubert den größten Theil seines Vermögens gelegt hatte, sich mit seinen Gläubigern abfinden, und daß Emilie mehr erhalten würde, als sie vorher erwarten konnte. Er hatte zugleich eine kleine Anweisung auf einen Kaufmann in Narbonne eingelegt.

Die Ruhe des Klosters und die Freiheit zwischen den Wäldern und an den Ufern dieser schönen Provinz spazieren zu gehen, stellte nach und nach Emiliens Heiterkeit wieder her; nur als die Zeit herannahete, wo es möglich war, einen Brief von Valancourt zu erhalten, schlich sich oft eine gewisse Unruhe in ihre Seele ein.

| **Dreizehntes Kapitel**

Gräfin Blanka vermißte indessen schmerzlich die Gesellschaft ihrer neuen Freundin, mit der sie gerne ihre Empfindung über die Schönheiten um sie her getheilt hätte. Sie hatte jetzt niemand, dem sie sich öffnen konnte, und wurde von Tage zu Tage niedergeschlagener und tiefsinniger. Der Graf, der ihre Unzufriedenheit bemerkte, gab gerne ihren Bitten nach, und erinnerte Emilien an ihren versprochenen Besuch, allein ihre Unruhe über Valancourts Stillschweigen machte sie abgeneigt vor jeder Gesellschaft, und sie würde gerne die Einladung abgelehnt haben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, durch eine Verweigerung, von der sie keine Gründe angeben konnte, die Freunde zu beleidigen auf deren Achtung sie einen so großen Werth | setzte. Der freundschaftliche Empfang des Grafen machte

ihr Muth, ihm ihre Lage wegen der Güter ihrer verstorbenen Tante anzuvertrauen, und sich seinen Rath zu erbitten. Er zweifelte nicht, daß das Recht für sie entscheiden würde, und erbot sich, in ihrem Namen an einen Advocaten zu Avignon zu schreiben, auf dessen Einsicht er sich verlassen konnte. Emilie nahm sein gütiges Anerbieten dankbar an, und würde sich bei der Güte und Freundschaft womit sie hier behandelt wurde, vollkommen glücklich gefühlt haben, wenn sie nur von Valancourts Wohl und unveränderter Neigung überzeugt gewesen wäre. So aber wurde ihre Seele so sehr durch die Besorgnis daß Valancourt nicht mehr sey, oder nicht mehr für sie lebe, gequält, daß selbst Blankas Gesellschaft ihr oft unerträglich war; sie saß oft ganze Stunden in ihrem Zimmer allein, wenn die Umstände es ihr ohne Unhöflichkeit zuließen.

In einer dieser einsamen Stunden öffnete sie ein kleines Kästchen, worinn sie Valancourts Briefe nebst einigen Zeichnungen, die sie in Toscanien entworfen hatte, verwahrte. Die letztern hatten keinen Werth mehr für sie, in den Briefen aber hoffte sie mit schwermüthigen Vergnügen die Zärtlichkeit wieder zu finden, die sie so oft getröstet und die Entfernung vergessen gemacht hatte, welche sie von dem Verfasser trennte. Allein ihre Würkung war jetzt verändert; die Zärtlichkeit, welche sie ausdrückten, drang so mächtig an ihr Herz, wenn sie dachte, daß vielleicht Zeit und Abwesenheit sie ausgelöscht hätten; selbst der Anblick der Handschrift rief so viele schmerzhaftige Gefühle zurück, daß sie den ersten nicht durchzulesen vermochte, und den Kopf auf dem Arme gestützt, mit Thränen in den Augen da saß, als die alte Dorothee herein kam um ihr zu sagen, daß heute eine Stunde früher als sonst würde gegessen werden. Emilie fuhr zusammen, und legte eilends die Papiere weg, als Dorothee etwas aufnahm, das herausgefallen war, und plötzlich ausrief: »Heilige Marie was ist das!« — sie fiel zitternd auf einen Stuhl nieder, ohne auf Emiliens Frage, was sie denn sähe? zu antworten. »Sie ist es selbst«, rief Dorothee aufs neue, »ja sie ist es selbst! gerade so sah sie auch vorher aus, ehe sie starb!«

Emilie erschreck immer mehr und fürchtete, daß Dorothee in einen plötzlichen Wahnsinn gefallen sey; doch drang sie in sie, sich zu erklären.

»Dieses Gemälde, Fräulein, wo haben sie es gefunden? es ist meine seelige Frau!«

Sie legte das Miniaturgemälde auf den Tisch, welches Emilie unter den Papieren ihres Vaters gefunden hatte, und das sie ihn mit so zärtlichen rührenden Thränen benetzen sah. Sie erinnerte sich an sein ganzes Betragen bei dieser Gelegenheit und ihre Bewegung stieg auf einen Grad, der sie aller Kraft be|raubte, die Fragen zu thun, vor deren Beantwortung sie zitterte; sie konnte nur so viel herausbringen, ob Dorothee auch gewiß sey, daß dies Gemälde die verstorbene Marquise vorstellte.

»Ach Fräulein, wie sollte es mich sonst so erschreckt haben, gleich als ich es sah. Ach ich kenne es nur zu gut: dies sind ihre leibhaften blauen Augen, so sanft, und mild! gerade so sah sie aus, wann sie oft tiefsinnig da saß, und sich endlich Thränen über ihre Wangen schlichen; doch kam nie eine Klage über ihren Mund. Gerade dieser sanfte Blick voll stiller Ergebung brach mir das Herz und hat sie mir so unvergeßlich gemacht.«

»Dorothee«, sagte Emilie feierlich, »die Ursache dieses Schmerzes geht mich vielleicht näher an, als Sie glaubt, und ich bitte Sie inständigst, meine Neugierde nicht länger auf die Folter zu spannen.«

Bei diesen Worten erinnerte sie sich an die Papiere, bei welchen sie das Gemälde fand, und zweifelte kaum, daß sie sich auf die Marquise bezogen hatten, und mit diesen Gedanken stieg ein Zweifel in ihr auf, ob sie weiter nach einer Sache forschen sollte, die ihr Vater so sorgfältig zu verbergen gesucht hatte. So stark auch ihre Neugier war, mehr von der Marquise zu erfahren, würde sie ihr doch gewiß jetzt eben so gut widerstanden haben, als ehemals bei den | Papieren, wenn sie hätte glauben können, daß solche Dinge, als Dorothee erzählen konnte, in ihres Vaters Verbot begriffen gewesen wären. Da aber das, was diese gute Alte wußte, auch mehrern Personen nicht unbekannt und nicht eigentlich

Geheimniß seyn konnte, so trug sie nicht länger Bedenken, die Befriedigung ihrer Neugier zu suchen.

»Ach Fräulein«, sagte Dorothee, »es ist eine traurige Geschichte, die ich jetzt nicht erzählen kann, aber was sage ich, nein, ich kann sie nun und nimmermehr erzählen. Viele Jahre sind seitdem verstrichen, und ich habe nie mit jemand von der seeligen Marquise reden mögen, ausser mit meinem Manne. Er lebte damals auch in der Familie und erfuhr manche Dinge von mir, die sonst niemand wußte: ich war in ihrer letzten Krankheit immer um sie, und sah und hörte mehr, als der gnädige Herr selbst. Die liebe Heilige! Wie geduldig sie war! ich dacht, ich müßte mit ihr sterben!«

| »Dorothee«, unterbrach sie Emilie, »Sie kann sich sicher darauf verlassen, daß kein Wort von dem, was Sie mir sagen wird, über meine Lippen kommen soll. Ich wiederhole es nochmals, ich habe besondre Ursachen, nach dieser Sache zu fragen, und will mich aufs feierlichste verpflichten, nie etwas davon zu äussern!« —

Dorothee sah sie einige Augenblicke stillschweigend an und sagte: »Junges Fräulein! Dieser Blick spricht mehr für Sie, als Worte: er ist meiner lieben seeligen Herrschaft so ähnlich, daß ich fast glauben möchte, sie vor mir zu sehn. Wenn sie ihre Tochter wären, so könnten Sie mich nicht lebhafter an sie erinnern. Allein das Essen wird aufgetragen seyn, wollen Sie nicht lieber heruntergehn?«

»Wenn Sie mir erst versprochen haben wird, meine Bitte zu gewähren.«

»Aber sollten Sie mir nicht von Rechtswegen erst sagen, wie dieses Gemälde in Ihre Hände kam, und warum Ihnen diese Sache so sehr am Herzen liegt?«

»Nein Dorothee«, erwiderte Emilie ernsthaft, »ich habe auch besondere Ursachen, über diese Dinge ein Stillschweigen zu beobachten, wenigstens bis ich mehr weiß; überhaupt kann ich nicht versprechen, daß ich mich je darüber auslassen werde. Vertraue Sie auf meine Ehre und lasse sie dieses den einzigen Bewegungsgrund seyn, meine Bitte zu erfüllen.«

»Nun dann Fräulein«, erwiderte Dorothee nach einer langen Pause, während welcher sie Emilien starr ansah, »Sie bestehn so sehr darauf, und dies Gemälde und Ihr Gesicht läßt mich glauben, daß Sie Ursach | dazu haben — ich will Ihnen trauen und Ihnen Dinge erzählen, die ausser meinem Mann, noch niemand von mir erfahren hat, obgleich viele Leute dergleichen geargwohnt haben. Ich will Ihnen die Umstände von meiner seeligen Frauen Tode so wohl als auch etwas von meinem eignen Verdacht sagen; allein erst müssen Sie mir bei allen Heiligen versprechen —«

Emilie unterbrach sie, und versprach ihr feierlich, niemals etwas von dem, was sie ihr anvertraute, ohne ihre Einwilligung zu entdecken.

»Aber da wird schon zur Tafel geblasen«, sagte Dorothee, »ich muß gehn.«

»Wenn werde ich Sie wiedersehn?« fragte Emilie.

»Es möchte die Leute neugierig machen, wenn ich am Tage so oft zu Ihnen käme, ich will es also lieber versparen bis auf die Nacht, wenn alles zu Bette ist.«

»Gut«, erwiderte Emilie, »vergesse Sie also nicht, heute Nacht!«

»Ach, ich werde es gewis nicht vergessen, gnädiges Fräulein, nur fürchte ich, daß ich diese Nacht nicht werde kommen können, weil wir die Weinlese feiern, und es lange dauern wird, bis die Leute sich zur Ruhe begeben.«

| »Ach! ist heute Weinlese?« sagte Emilie mit einem tiefen Seufzer, weil sie sich erinnerte, daß sie am Abend dieses Festes im vorigen Jahre mit ihrem Vater in der Nachbarschaft von Chateau Le Blanc ankam. Sie schwieg einen Augenblick, durch die Erinnerung überwältigt, und sagte dann: »aber die Leute tanzen ja im ofnen Walde, und Sie wird also nicht vermißt werden, wenn sie zu mir kommt.«

Dorothee erwiderte, daß sie sonst immer dabei gegenwärtig gewesen wäre, doch wollte sie sehn, ob sie sich fortschleichen könnte.

Emilie eilte nun ins Speisezimmer, wo der Graf sie mit der Höflichkeit empfieng, die von wahrer Würde unzertrennlich ist, wozu die

Gräfin aber sich selten herabließ, ohngeachtet ihr Betragen gegen Emilien eine Ausnahme von ihrem gewöhnlichen machte.

Gegen Abend gieng der Graf mit seiner ganzen Familie, die Gräfin und Mademoiselle Bearn, welche solche gemeine Vergnügungen verachteten ausgenommen, in den Wald, um dem Feste der Landleute zuzusehn. Der Schauplatz war in einem Thale, wo die sich öffnenden Bäume einen Kreis um dem Rasen bildeten; zwischen ihren Zweigen hiengen Weinreben mit reifen Trauben in bunten Kränzen, und unter ihrem Schatten standen Tische, mit Früchten, Käse, Wein und anderer ländlichen Kost. — Für den Grafen und | seine Familie waren Sitze angebracht und in einiger Entfernung standen Bänke für die ältern Bauern: allein wenige von ihnen konnten sich enthalten, dem fröhlichen Tanze beizutreten, der bald nach Sonnenuntergang anhub, mehrere von sechzig Jahren trippelten eben so munter und leicht als die von sechzehn.

Die Musikanten, die nachlässig unter einem Baume auf der Erde sassen, schienen durch den Ton ihrer eignen Instrumente begeistert zu seyn, die meistens aus Flöten und einer Art von langen Zitter bestanden. Im Hintergrunde stand ein Knabe, der die Trommel rührte, und ein Solo tanzte; zu Zeiten schlug er die Trommel stärker und mischte sich unter die andern Tänzer, wo seine possirlichen Stellungen ein lautes Gelächter hervorlockten, und die ländliche Frölichkeit erhöhten.

Der Graf freute sich innigst über die Glückseligkeit, von der er Augenzeuge, und die größtentheils sein Werk war, und Blanka gesellte sich mit einem jungen Herrn aus ihres Vaters Gesellschaft zu den Tänzern. Heinrich bat um Emiliens Hand, allein sie war zu niedergeschlagen, um an einem Feste Theil zu nehmen, welches alles, was sie das Jahr zuvor verlohren hatte, wieder in ihr Gedächtnis zurückrief.

Ueberwältigt durch diese Erinnerungen verlies sie endlich den Ort, und gieng langsam in den Wald, | wo die leisere Musik, die in der Ferne flötete, die Schwermuth ihrer Seele besänftigte. Der

Mond warf ein mildes Licht zwischen das Laub; die Luft war kühl und balsamisch, und Emilie streifte fort, in Gedanken verloren, ohne zu merken wohin, bis sie die Töne weit in der Ferne versinken hörte, und sich allein in einer schauerlichen Stille fand.

Endlich sah sie sich nahe bei der Allee, durch die Michel an jenem Abend einen Weg nach einem Hause zu finden versuchte, sie war noch eben so wild, und verwirrt als damals: denn der Graf war so sehr mit andern Verbesserungen beschäftigt gewesen, daß er sich noch nicht um diese große Allee bekümmert hatte, der Weg war noch eben so uneben, und die Bäume mit ihren üppigen Zweigen beladen.

Indem sie so da stand, und sich an die Empfindungen erinnerte die sie damals gehabt hatte, fiel ihr plötzlich die Gestalt ein, die sie zwischen den Bäumen schleichen sah, und die keine Antwort auf Michels wiederholten Zuruf gab. Sie fühlte etwas von der Furcht, die sie damals befiel, denn es war nicht unwahrscheinlich, daß diese tiefen Wälder oft der Aufenthalt von Räufern seyn mochten. Sie kehrte um, und verfolgte eilends ihren Weg nach den Tänzern, als sie Fußtritte aus der Allee heran nahen hörte, sie war noch weit von den Bauern, auf dem grünen Platze, denn sie konnte weder ihre Stimmen noch ihre Musik hören, und beschleunigte daher ihre Schritte, allein man folgte ihr schnell, und da sie endlich Heinrichs Stimme erkannte, gieng sie langsam bis er ihr nahe kam. Er äusserte seine Verwundrung sie so weit von der Gesellschaft zu finden, und als sie antwortete, daß das angenehme Mondlicht sie verleitet hätte, weiter zu gehn, als sie anfangs gewollt, entfuhr seinem Gefährten ein Ausruf, und sie glaubte Valancourt sprechen zu hören. Er war es wirklich! und die Zusammenkunft war so, wie man sie sich zwischen zwei so zärtlichen und so lange getrennten Liebenden denken kann.

In der Wonne dieser Augenblicke, vergas Emilie alles vergangne Leiden, und Valancourt schien vergessen zu haben, daß jemand ausser Emilien lebte, während Heinrich ein stillschweigender und erstaunter Zuschauer der Scene blieb.

Valancourt that tausend Fragen, die sie nicht zu beantworten Zeit hatte; sie erfuhr, daß er ihren Brief erst kürzlich erhalten und sich sogleich nach Languedoc aufgemacht hatte. Als er das St. Claren Kloster erreichte, fand er die Thore bereits verschlossen, und wollte mißmütig in sein kleines Wirtshaus zurückgehn, um ihr von da zu schreiben, als er von Heinrich, den er zu Paris gekannt hatte, eingeholt und zu ihr gebracht wurde.

| Emilie kehrte nun mit Heinrich und Valancourt nach dem grünen Platze zurück, wo der letzte dem Grafen vorgestellt, aber wie es ihr vorkam, nicht mit der ihm sonst eignen Freundlichkeit aufgenommen wurde, ohngeachtet sie einander nicht fremd zu seyn schienen. Doch wurde er eingeladen, an dem Vergnügen des Abends Theil zu nehmen, und nach einem kurzen Gespräch mit dem Grafen setzte er sich zu Emilie und sprach ohne Zwang mit ihr. Die Lichter, die zwischen den Bäumen hingen, vergönnten ihr einen vollständigen Anblick des Gesichts, das sie sich in seiner Abwesenheit so oft vorzustellen gesucht hatte; allein sie bemerkte mit einiger Betrübniß, daß es nicht ganz mehr dasselbe war. Es hatte noch allen Geist und Leben, wie vormals, allein es hatte viel von dem Einfachen und etwas von dem ofnen Wohlwollen verloren, wodurch es sich sonst auszeichnete, es war noch immer ein interessantes Gesicht, allein Emilie glaubte zu Zeiten ängstlichen Zwang und Traurigkeit auf seinen Zügen schweben zu sehn. Oft fiel er in ein plötzliches Nachdenken, das er bald wieder zerstreuen zu wollen schien, dann wieder, wenn er seine Blicke auf Emilien heftete, schien eine gewaltsame Bewegung in seinem Innern vorzugehn. Er fand in ihr noch dieselbe Güte und schöne Simplicität, die ihn bei ihrer ersten Bekanntschaft bezaubert hatte. Die Rosen ihres Gesichts waren etwas verblichen, allein es wurde interessanter als je durch den schwachen Ausdruck von Melancholie, der sich zuweilen mit ihren Lächeln vermischte.

| Sie erzählte ihm auf seine Bitten die wichtigsten Begebenheiten, die sich seit sie Frankreich verließ, mit ihr zugetragen hatten, und Regungen des Mitleids und Unwillens bemeisterten sich seiner

abwechselnd, wenn er hörte, was sie von Montonis Bosheit gelitten hatte. Mehr als einmal, wenn sie von seinem Betragen sprach, das sie eher mit zu gelinden als übertriebenen Farben schilderte, sprang er auf und gieng fort, dem Anscheine nach eben so sehr durch innere Vorwürfe als von Unwillen bewegt. Nur ihrer Leiden gedachte er in einigen Worten, die er an sie richten konnte, ohne auf das, was sie so deutlich als möglich von dem Verlust ihrer Güter sagte, zu achten. Zuletzt blieb er in Gedanken versunken und eine geheime Empfindung schien ihn mit Schmerz zu durchdringen. Er verlies sie aufs neue; als er wieder kam, sah sie, daß er geweint hatte und bat ihn zärtlich, sich zu fassen. »Meine Leiden sind nun vorüber«, sagte sie; »ich bin Montonis Tyranney entgangen, und sehn sie wohl — lassen Sie mich Sie auch zufrieden sehn!«

Valancourt wurde noch heftiger gerührt. »Ich bin Ihrer unwerth Emilie«, rief er, »ich bin Ihrer unwerth!« — Emilie erschrack mehr über die Art, wie er diese Worte aussprach, als über ihren Inhalt. Sie heftete einen traurigen, fragenden Blick auf ihn. »Sehn Sie mich nicht so an«, sagte er, indem er sich wegwandte, und ihre Hand drückte, »ich kann diese Blicke nicht ertragen.«

| »Ich möchte Sie gerne«, sagte Emilie mit sanfter aber gerührter Stimme, »um den Sinn Ihrer Worte fragen, allein ich sehe, daß die Frage Sie jetzt beunruhigen würde. Lassen Sie uns von etwas andern sprechen, morgen werden Sie vielleicht ruhiger seyn. Betrachten Sie diese Mondlichtswälder und die Thürme, die dunkel in der Ferne erscheinen. Sie pfligten sonst ein großer Bewunderer schöner Landschaften zu seyn, und ich habe Sie sagen hören, daß die Fähigkeit, unter dem Drucke des Unglücks einen Trost aus solchen erhabenen Gegenständen zu schöpfen, den weder Unterdrückung noch Armuth uns rauben kann, der eigenthümliche Seegen des Unschuldigen sey.«

Valancourt war tief gerührt. »Ja«, antwortete er, »ich hatte einst einen Geschmack für schuldlose und reine Freuden, ich hatte ein unverdorbenes Herz.« Er hielt inne und setzte hinzu; »erinnern Sie sich noch unsrer Reise in die Pyrenäen?«

»Kann ich sie je vergessen?« sagte Emilie.

»O daß ich es könnte! es war die glücklichste Zeit meines Lebens, ich liebte damals mit Feuer alles was wirklich groß oder gut war.« Emilie brauchte einige Zeit, um ihre Thränen zu unterdrücken und ihrer Bewegung Herr zu werden. »Wenn Sie diese Reise zu vergessen wünschen«, sagte sie, »so muß es gewiß auch mein Wunsch seyn — aber jetzt ist nicht die Zeit weiter nachzufragen — und doch wie kann ich nur | einen Augenblick den Gedanken tragen, daß Sie meiner Achtung weniger verdienen als damals? Ich setze noch immer Vertrauen genug in Ihre Aufrichtigkeit, um zu glauben, daß Sie mir eine Erklärung geben werden, wenn ich Sie darum bitte.« »Ja Emilie«, sagte Valancout, »ich habe meine Aufrichtigkeit noch nicht verlohren; sonst hätte ich meine Bewegung besser verheelen können als ich hörte, was Sie litten, mit welcher Tugend, mit welcher Standhaftigkeit, während ich — aber ich will nichts weiter sagen — ich wollte nicht einmal so viel sagen — O sagen Sie mir Emilie, daß Sie diese Reise nicht vergessen wollen! sagen Sie mir nur das, und ich will ruhig seyn. Um alles in der Welt möchte ich die Erinnerung daran nicht hingeben.«

»Wie widersprechend ist das!« sagte Emilie, »aber man könnte uns hören. Meine Erinnerung an die Reise muß von der Ihrigen abhängen. Ich will sie zu vergessen oder mich daran zu erinnern suchen, nachdem Sie es thun. Lassen Sie uns zum Grafen gehn.« »Sagen Sie mir zuvor«, rief Valancourt, »daß Sie mir die Unruhe, die ich Ihnen verursacht habe, vergeben, und daß Sie mich noch lieben wollen!« — »Ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen«, erwiderte Emilie. »Sie müssen am besten wissen, ob ich fortfahren soll, Sie zu lieben, da Sie wissen, ob Sie meine Achtung verdienen. Für jetzt will ichs glauben. Ich brauche wohl nicht zu sagen«, setzte sie hinzu, da sie seine Niedergeschlagenheit bemerkte, »welchen Schmerz es mir | verursachen würde, das Gegentheil zu glauben. Aber da kommt Blanka, des Grafen Tochter.«

Valancourt und Emilie gesellten sich nun zu Blanken, und die Gesellschaft setzte sich bald nachher zu einem Mahl, das unter

einem kleinen Zelte zwischen den Bäumen ausgebreitet war, nieder. Einige ehrwürdige alte Pächter des Grafen setzten sich zu ihnen, und es war ein festliches Mahl für alle, ausser für Emilien und Valancourt. Der Graf lud den letztern nicht ein, ihn aufs Schloß zu begleiten; er mußte also von Emilien Abschied nehmen, und sich in sein einsames Wirthshäuschen zurückziehn. Emilie gieng sogleich auf ihr Zimmer, wo sie mit tiefer Angst und Bekümmerniß über sein Betragen und über die Art, wie ihn der Graf aufgenommen, nachdachte. Ihre Aufmerksamkeit war so ganz beschäftigt, daß sie Dorotheen ganz vergaß bis der Morgen schon angebrochen war. Sie wußte nun, daß die gute Alte nicht mehr kommen würde, und legte sich auf einige Stunden zur Ruhe nieder.

Am andern Morgen traf der Graf Emilien auf ihrem Spatziergange an, und lenkte bald das Gespräch von dem Feste, des vergangenen Abends auf Valancourt. »Es ist ein junger Mann von Talenten«, sagte er, »ich sehe, daß Sie ihn sonst schon gekannt haben!« Emilie bejahete es. »Er wurde zu Paris in meinem Hause eingeführt«, fuhr der Graf fort, »und er gefiel | mir anfangs sehr.« Er hielt inne, und Emilie zitterte zwischen dem Verlangen, mehr zu erfahren, und der Furcht, dem Grafen zu verrathen, daß sie einen nähern Antheil nähme. »Darf ich fragen«, fieng der Graf endlich wieder an, »wie lange Sie Herrn Valancourt schon gekannt haben.« — »Wollen Sie mir vergönnen, Sie um die Ursache dieser Frage zu bitten, so will ich sie auf der Stelle beantworten.« »Das ist nicht mehr als billig«, erwiederte der Graf. »Ich sehe, daß Hr. Valancourt Sie bewundert, und finde das natürlich — nur fürchte ich, daß er ein begünstigter Anbeter ist.«

»Warum *fürchten* Sie das?« sagte Emilie, die sich vergebens bemühte, ihre Bewegung zu unterdrücken. — »Weil ich ihn Ihrer Gunst unwerth glaube«, sagte der Graf. — Emilie in größter Bewegung bat um eine Erklärung. »Ich will sie Ihnen geben«, sagte er, »wenn Sie mir glauben, daß nur eine aufrichtige Theilnahme an Ihrer Wohlfahrt mich vermögen konnte, diese Behauptung zu äußern.«

»Aber lassen Sie uns unter diese Bäume setzen«, sagte er, da er die Blässe ihres Gesichts bemerkte; | »hier ist ein Sitz, Sie sind ermüdet. — Viele junge Frauenzimmer in Ihrer Lage«, fuhr er fort, »würden mein Betragen bei dieser Gelegenheit nach so kurzer Bekanntschaft mehr für Zudringlichkeit als für Freundschaft halten. Nach der Kenntniß, die ich von Ihnen zu haben glaube, fürchte ich eine solche Erniedrigung von Ihnen nicht. Unsre Bekanntschaft ist zwar kurz, aber doch lang genug gewesen, um mir eine herzliche Achtung für Sie und eine lebhaftes Theilnahme an Ihrer Glückseligkeit einzuflößen. Sie verdienen, glücklich zu seyn, und ich hoffe, daß Sie es auch seyn werden.« Emilie stutzte leise und neigte sich dankbar. — Der Graf schwieg wieder. — »Ich fühle mich nicht in der angenehmsten Lage«, fuhr er fort, »aber der Gedanke, Ihnen einen wesentlichen Dienst zu leisten, soll jede andre Rücksicht überwiegen. Wollen Sie mir nicht erzählen, wie Sie zuerst mit dem Chevalier Valancourt bekannt wurden, wenn Ihnen der Gegenstand nicht zu empfindlich ist.«

Emilie erzählte ihm nun in aller Kürze, wie sie ihn zuerst auf einer Reise mit ihrem Vater hätte kennen lernen, und bat dann den Grafen inständigst, ihr alles zu sagen, daß er die heftige Bewegung, mit der sie kämpfte, wahrnahm, sie mit einem zärtlichen Blick des Mitleids betrachtete, und mit sich zu Rathe gieng, wie er seine Nachrichten seiner ängstlichen Zuhörerinnen auf die sanfteste Art beybringen sollte.

»Der Chevalier und mein Sohn«, sagte er, »wurden am Tische eines Officiers mit einander bekannt, wo auch ich ihn kennen lernte und ihn in mein Haus einlud, so oft es ihm Vergnügen machte zu kommen. Ich wußte damals nicht, daß er in Verbindung mit einer Klasse von Menschen stand, die eine Schande ihres Geschlechts sind, die vom Raube leben und ihre Zeit mit unaufhörlichen Ausschweifungen hinbringen. Ich kannte des Chevaliers Familie und hielt das für genug, ihn in der meinigen einzuführen — aber Ihnen wird nicht wohl, ich werde das Gespräch abbrechen.« — »O nein, ich bitte Sie fortzufahren, ich bin nur bekümmert.« —

»Nur«, sagte der Graf mit Nachdruck; »doch will ich fortfahren. Ich erfuhr bald, daß diese Gefährten ihn in eine Lebensart verwickelt hatten, wovon sich loszureißen er weder Kraft noch Willen zu haben schien. Er verlor große Summen am Spieltisch; sein Hang dazu wurde immer größer, und er wurde zu Grunde gerichtet. Ich gab seinen Freunden entfernte Winke, aber sie versicherten mich, | daß sie ihm vergebens Vorstellungen gemacht hätten, bis sie es müde geworden wären. Ich erfuhr nachher, daß er sehr viel Talente und Glück im Spiel hatte, wenn er nicht durch Betrüger überlistet wurde, und daß ihn die Gesellschaft aus dieser Rücksicht in die Geheimnisse ihres Gewerbes eingeweiht, und ihm einen Antheil an ihrem Gewinnst ausgesetzt hatte.« — »Unmöglich!« rief Emilie plötzlich — »aber vergeben Sie mir, ich weiß nicht was ich sagte — haben Sie Nachsicht mit der Bekümmerniß meiner Seele. Aber ich muß doch wirklich glauben, daß der Chevalier Feinde gehabt hat, die ihn nachtheilig darstellten.« — »Ich möchte es gerne glauben«, erwiderte der Graf, »aber ich kann nicht. Nur bestimmte Gewißheit und meine Rücksicht für Ihr Glück konnten mich dahin bringen, diese unangenehmen Gerüchte zu wiederholen.«

Emilie schwieg. Sie erinnerte sich an Valancourts Worte vom Abend zuvor, welche die Qual innerer Vorwürfe verriethen und alles zu bestätigen schienen, was der Graf erzählt hatte. Doch hatte sie nicht Stärke genug, die Ueberzeugung anzunehmen. Ihr Herz war bei dem bloßen Verdacht seiner Strafbarkeit von Angst durchdrungen, und sie konnte die Ueberzeugung davon nicht ertragen. Nach | einem langen Schweigen sagte der Graf: »Ich sehe, daß Sie sich noch nicht überzeugen können, und halte es Ihnen gern zu gut. Es ist nothwendig, daß ich Ihnen einen Beweis meiner Behauptung gebe; allein ich kann es nicht, ohne jemand, der mir sehr theuer ist, in Gefahr zu setzen.« »In welche Gefahr?« sagte Emilie. »Wenn ich sie verhüten kann, so dürfen Sie sich auf meine Ehre verlassen.« — »Auf Ihre Ehre gewiß«, sagte der Graf, »aber auch auf Ihre Stärke? Werden Sie den Bitten eines geliebten Anbeters widerstehen können, wenn er in seiner Betrübniß um den Namen

desjenigen fleht, der ihm sein Glück geraubt hat?« »Ich kann einer solchen Versuchung nicht ausgesetzt seyn«, erwiderte Emilie mit bescheidener Würde: »denn ich kann einen Mann nicht länger lieben, den ich nicht mehr achten darf. Doch gebe ich Ihnen gern mein Wort.« Thränen widersprachen zugleich ihrer Behauptung, und sie fühlte, daß nur Zeit und Mühe eine Neigung ausrotten könnten, die auf tugendhafte Achtung zuerst gegründet und durch Gewohnheit und Hindernisse befestigt war.

»Ich will Ihnen trauen«, sagte der Graf: »denn Ueberzeugung ist zu Ihrer Ruhe nothwendig, und die können Sie, wie ich sehe, ohne diese Eröffnung | nicht erlangen. Mein eigener Sohn ist nur zu oft ein Augenzeuge von des Chevaliers schlechter Aufführung gewesen; er war nahe dabey, durch ihn verführt zu werden, und hatte sich in der That schon zu manchen Thorheiten verleiten lassen; doch rettete ich ihn von Schuld und Verderben. Urtheilen Sie nun selbst, Fräulein St. Aubert!« fuhr er ernsthafter fort, »ob ein Vater, der seinen einzigen Sohn durch das Beispiel des Chevaliers beynahe verlohren hätte, nicht aus Ueberzeugung diejenigen, die er achtet, warnen muß, ihre Glückseligkeit solchen Händen anzuvertrauen. Ich selbst habe den Chevalier im hohen Spiele mit Leuten getroffen, die mich anzusehn schauderte. Wenn Sie noch zweifeln, so will ich Sie an meinen Sohn verweisen.«

»Ich kann an dem, was Sie selbst gesehn haben, oder was Sie bekräftigen, nicht zweifeln«, erwiderte Emilie schmerzhaft; »allein der Chevalier ist vielleicht nur zu einer vorübergehenden Thorheit verleitet worden, die er nie wiederholen wird. Wenn Sie seine vorigen Grundsätze gekannt hätten, so würden Sie mir meine Ungläubigkeit zu gute halten.«

| »Ach!« sagte der Graf, »daß es doch so schwer ist, zu glauben, was uns unglücklich macht! Aber ich darf Ihnen nicht mit falschen Hoffnungen schmeicheln. Wir alle wissen, wie mächtig das Laster des Spiels ist, und welche Mühe es kostet, eine Gewohnheit zu besiegen. Der Chevalier könnte sich vielleicht auf kurze Zeit bessern, aber er würde bald wieder zurückfallen; denn ich

fürchte, nicht allein die Macht der Gewohnheit, sondern auch das Verderbniß seiner moralischen Grundsätze. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß das Spiel nicht sein einziges Laster ist: er scheint einen Hang zu jedem lasterhaften Vergnügen zu haben.«

Der Graf hielt eine Weile unschlüssig inne, während Emilie sich aufrecht zu halten suchte, da sie mit schneidender Unruhe erwartete, was er noch weiter sagen würde. Es erfolgte ein langes Still-schweigen: der Graf selbst war sichtlich bewegt — endlich sagte er: »es würde eine grausame Schonung seyn, wenn ich schweigen wollte. Ich muß Ihnen sagen, daß des Chevaliers Ausschweifung ihn zweimal in die Gefängnisse von Paris gebracht hat, und daß er endlich durch eine wohlbekannte | parisische Gräfin befreit wurde, mit der er noch nachher in Verbindung blieb.«

Er hielt wieder inne und sah Emilien an; er merkte, daß sie das Gesicht veränderte, und im Begriff war, von der Bank herunter zu fallen: er fieng sie auf, aber sie war in Ohnmacht gesunken, und er rief laut nach Hülfe. Sie waren zu weit vom Schlosse entfernt, um von seinen Leuten gehört zu werden, und er fürchtete, sie allein zu lassen, bis ihm ein nahe gelegener Brunnen einfiel. Sie lebte endlich auf, und fand sich unterstützt, nicht vom Grafen, sondern von Valancourt, der mit tiefer Bekümmerniß über ihr hieng, und sie mit einer vor Angst zitternden Stimme anredete. Bei dem Tone seiner wohlbekannten Stimme schlug sie die Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder von einer neuen Schwäche überwältigt.

Der Graf winkte ihm mit finstern Blick, sich fortzugeben, aber Valancourt seufzte tief, und nannte Emiliens Namen, indem er ihr Wasser an den Mund reichte. Als der Graf seinen Wink wiederholte und ihn mit Worten begleitete, antwor|tete Valancourt mit einem Blicke voll bitterm Unwillens, und weigerte sich den Ort zu verlassen, bis sie aufleben würde, oder sie nur auf einen Augenblick der Sorge eines andern anzuvertrauen. Gleich darauf sagte ihm sein Gewissen, was der Inhalt von des Grafen Gespräch mit Emilien gewesen seyn möchte, und Unwille flammte aus seinen Augen: allein dieser Unwille machte bald einem Ausdruck tiefen

Schmerzens Platz, der den Grafen so sehr rührte, daß er ihn mehr mit Mitleid als mit Empfindlichkeit betrachtete, und der Emilien, als sie wieder erwachte, so tief durchdrang, daß sie in Thränen ausbrach. Sie unterdrückte sie bald und bot alle Entschlossenheit ihrer Seele auf. Sie dankte dem Grafen und Heinrich, mit denen Valancourt in den Garten gekommen war, für ihre Bemühung, und gieng nach dem Schlosse zu, ohne weiter auf Valancourt zu achten, dem sie blos eine kalte Verbeugung machte. Ihr Betragen schnitt ihm tief ins Herz, und er rief leise aus: »Großer Gott! wie habe ich das verdient? wodurch hat man Sie so gegen mich eingenommen?«

| Emilie beschleunigte ihre Schritte, ohne zu antworten, aber mit steigender Bewegung. »Was hat Sie so außer Fassung gebracht, Emilie!« sagte er, indem er noch immer ihr zur Seite gieng. »Vergönnen Sie mir nur eine Unterredung von wenig Augenblicken; ich flehe Sie an — o ich bin sehr unglücklich!«

So leise er dieses auch sagte, hörte ihn doch der Graf, der sogleich das Wort nahm. »Sie sehen, daß Fräulein St. Aubert sich jetzt zu übel befindet, um irgend eine Unterredung zu führen.«

Es würde ihr weniger schmerzhaft gewesen seyn, Valancourt durch den Tod zu verlieren, oder ihn an eine Nebenbuhlerin verheirathet zu sehn, als ihn in einem so unwürdigen Zustande zu wissen, der am Ende ihn selbst elend machen mußte, und ihr sogar das Bild ihrer einsamen Stunden raubte, woran ihr Herz so lange geangen hatte.

Diese schmerzhaften Betrachtungen wurden auf einen Augenblick durch ein Billet von Valancourt | unterbrochen, das in sichtlicher Verzweiflung geschrieben war. Er flehte sie darin an, ihn noch diesen Abend, statt morgen früh, vor sich zu lassen; eine Bitte, die sie in solche Unruhe setzte, daß sie außer Stande war zu antworten. Sie wünschte ihn zu sehen, um aus ihrer Ungewißheit befreyt zu werden; doch schrack sie vor der Zusammenkunft zurück, und unvermögend, selbst einen Entschluß zu fassen, ließ sie dem Grafen um eine kleine Unterredung in seiner Bibliothek bitten, wo sie ihm das Billet zeigte, und ihn um Rath bat. Er meinte,

wenn sie sich nur stark genug fühlte, die Zusammenkunft auszuhalten, so würde es zur Erleichterung für beide gereichen, wenn sie noch diesen Abend vor sich gienge.

»Seine Liebe für Sie«, setzte er hinzu, »ist ohne Zweifel sehr aufrichtig, und er scheint so tief betrübt, und auch Sie, meine liebe Freundin, sind so sehr angegriffen, daß es besser ist, wenn die Sache je eher je lieber entschieden wird.«

Emilie antwortete ihm, daß er kommen möchte, und suchte nun Kräfte und Fassung zu sammeln, | um den herannahenden Auftritt auszuhalten — sie mußte sich gefaßt machen, den gänzlichen Umsturz aller Aussichten zu ertragen, auf die sie bisher mit Entzücken hingeblickt hatte.

Ende des dritten Theils.

Ludwig Tieck

Straußfedern



Herausgegeben und mit einer
Einleitung versehen
von Jürgen Joachimsthaler

Erstmals werden Ludwig Tiecks »Gesellenstücke«, die 1795 bis 1798 in den Bänden 4 bis 8 der STRAUSS-FEDERN-Anthologien erschienenen sechzehn Texte, vollständig kritisch ediert, und zwar nach dem vom Autor verantworteten Abdruck in den Schriften und mit sämtlichen Lesarten der Erstaussgaben.

Darüber hinaus ist eine Ausgabe der acht STRAUSSFEDERN-Bände nach den Erstaussgaben geplant sowie eine Neuedition der dreibändigen *Reliquien* von August Ferdinand Bernhardi & Sophie Tieck.

»Sind Sie aber in einer sehr ungläubigen Stimmung, so machen Sie Feuer im Kamin, setzen Sie sich dicht umher, und löschen Sie das Licht aus. Lassen Sie die Feuerbrände ihr mattes auf- und niederschießendes Licht im Zimmer verbreiten, und dann nehmen Sie das Buch und fangen Sie an zu lesen: ich habe immer gefunden, daß ein Kaminfeuer die Phantasie erhebt, und den vorlauten Verstand etwas zum Schweigen bringt, und damit in nachfolgender Erzählung ja nicht zuviel Verstand hineingerathen möchte, schreibe ich sie vorsorglicherweise ebenfalls beim Kaminfeuer.«

(aus: *Straußfedern I*, »Der Fremde«)

Band 1: Klappenbroschur

214 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-00-5

Band 2: Klappenbroschur | ca. 150 Seiten | ca. € 16,90

Band 3: Klappenbroschur | ca. 220 Seiten | ca. € 16,90

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de

Karl August Varnhagen von Ense

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens



Herausgegeben und mit einer
Einleitung versehen
von Nikolaus Gatter

Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) zählt als Autor biographischer Werke, von Memoiren, Briefen und Tagebüchern zur ersten Garde der deutschsprachigen Literatur. Seine *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* und seine *Blätter aus der preußischen Geschichte* haben das autobiographische Genre entscheidend geprägt, die Teilveröffentlichung seiner Tagebücher und seines

Briefwechsels mit Alexander von Humboldt wurde zum Skandal. Als Sammler und Herausgeber der Briefe und Aufzeichnungen seiner Ehefrau und anderer hat er Bedeutendes geleistet, wovon die Sammlung Varnhagen bis heute Zeugnis ablegt.

Mit der sechsbändigen Neuausgabe der *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* beginnen wir eine umfangreiche Erschließung seiner Werke und seines Nachlasses. Der Text unserer Edition beruht auf der erweiterten dritten Auflage von 1871 und ist als kritisch durchgesehene Neuausgabe angelegt.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Erster Theil.

Dritte vermehrte Auflage. (Leipzig, 1871)

Klappenbroschur | 474 Seiten | € 19,90

ISBN 978-3-944720-07-4

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de

Victor Hugo

Der lachende Mann



»Die Comprachicos – im siebzehnten Jahrhundert berühmt-berüchtigt, im achtzehnten Jahrhundert vergessen. Die Comprachicos – sie kauften und verkauften Kinder. Und was machten sie mit diesen Kindern? Sie machten Ungeheuer aus ihnen. Warum Ungeheuer? Zum Vergnügen. Das Volk will lachen, die Könige auch. Die Straßenecken brauchen ihren Hanswurst, die königlichen Schlösser ihren Narren.«

L'homme qui rit, im Original erstmals 1869 erschienen, wird hier in der noch im selben Jahr vorgelegten Erstübersetzung von **Georg Büchmann** neu herausgegeben, wie ebendiese in vier schön ausgestatteten Bänden. Dieses Meisterwerk des sozialkritischen Grauens war die Vorlage für den legendären Film *Der Mann, der lacht* (1928) mit Conrad Veidt. Hugos Figurenzeichnung wie auch seine Schilderung des menschlichen Leidens an der Gesellschaft sind bis heute unübertroffen.

Der lachende Mann | Band 1 | Klappenbroschur,
207 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-02-9

Der lachende Mann | Band 2 | Klappenbroschur,
164 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-29-6

Der lachende Mann | Band 3 | Klappenbroschur,
162 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-30-2

Der lachende Mann | Band 4 | Klappenbroschur,
232 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-31-9

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de